

Die Deutsche Hausfrau

M A I
1 9 1 7



Monatsschrift für die
Deutschen Frauen Amerikas
MILWAUKEE, WIS.

Inhaltsverzeichnis / / Mai 1917

Aus der bunten Sammelmappe	2	Im Mai-Lied von G. A. Hudt	29
Frühlingsklänge—Gedichte—J. M. Burda und Thunelda Wolff-Kellner	3	Diät und Gesundheitspflege—Von Dr. H. Gultmann	30
Pflingsten—Erzählung von E. Krickeberg	4	Leitiges und Lehrreiches für unsere Kleinen	31
Das rose Gold—Von Wilhelm C. Laube	7	Handarbeit—Mode—Hauswirtschaft—Briefkasten	32
Illustrierte Chronik der Zeit	10	Vorlagen für Slick- und Häkelarbeiten	
Plauderei mit unseren Leserinnen	12	Die neuesten Frühlings- und Sommermoden	
Praktische Handarbeiten für Kinder	13	Die Küche im Monat Mai	
Erinnerungen einer Hausfrau vom Lande— Gefina Ludit	15	Erbetene Ratschläge	
Bilder aus der Geschichte Amerikas—Von Dr. G. A. Zimmermann	16	Der Garten im Mai	
Die Kriegerbraut—Originalroman von Hedwig Courths-Mahler—8. Fortsetzung	19	Handarbeiten zu mancherlei Verwendung	
Der kleine Hüter—Illustration—R. Epp	23	Die Hausarbeit im Sommer	
Laßt Euch nicht irreführen.	26	Schackalein praktischer Winke	
Buntes und heiteres Allerlei	28	Haus und Herd	
		Stimmen aus dem Leserkreise	
		Briefkasten der Redaktion	
		Wer sucht Verwandte und Bekannte?	51

Vol. 13. No. 8. May 1917. Published monthly. Subscription price \$1.25 per Annum. Hausfrau Publishing Company, Publishers, 433 Broadway, Milwaukee Wisconsin
Admitted to the second class of mail matter at the post-office at Milwaukee, Wisconsin
Bezugspreis: \$1.25. In der Stadt Milwaukee \$1.25 pro Jahr. Nach Canada und dem Ausland \$1.60 pro Jahr.
Diese Zeitschrift erscheint am 25. jeden Monats. Copyright 1917 (Trademark registered) Hausfrau Publishing Company.

Aus der bunten Sammelmappe

Die Amerikanerin im Erwerbsleben.

Die für die Vereinigten Staaten von Nordamerika veröffentlichte letzte Berufszählung zeigt, daß im ganzen 5,007,069 über sechzehn Jahre alten Frauen einen Beruf haben, somit jede fünfte amerikanische Frau sich ihren Lebensunterhalt selbstständig verdienen muß. Von diesen 5 Millionen Frauen sind 97,500 Ehefrauen oder Witwen. Daß unter den von den Frauen ausgeübten Berufen alle möglichen vertreten sind, ist allgemein bekannt: 185 Frauen waren als Hufschmiede tätig, 45 als Lokomotivführer und Heizer, 10 als Eisenbahngepäckträger, 5 als Lotfen usw. Vergleicht man die Zunahme der Frauen in den männlichen Berufen seit der vorhergegangenen Berufszählung, so findet man: die größte prozentuale Zunahme weisen die weiblichen Rechtsanwältinnen mit 385 Prozent auf, wenn auch die absolute Vermehrung von 208 auf 1010 weniger auffallend ist. An zweiter Stelle stehen die Stenographinnen mit einer Zunahme von 305 Prozent, worauf die Architektinnen mit 217 Prozent folgen. Von weiteren Berufen seien noch Predigerinnen mit einer Zunahme von 196 Prozent und Bibliothekarinnen mit einer Zunahme von 116 Prozent erwähnt. Dagegen betrug die Zunahme in dem Berufe, der in der Alten Welt als ein besonders weiblicher seit jeher gilt, nämlich der der Dienstmädchen, bloß 6 Prozent, während die Bevölkerung in dem gleichen Jahrzehnt um 21 Prozent vermehrt hat. Auch die Zunahme in dem Berufe der Schneiderinnen ist mit 18 Prozent hinter jener der Bevölkerung zurückgeblieben.

Der Wermut.

Diese in Nordafrika, Nordasien und Mitteleuropa vorkommende Pflanze mit den feidenhaarigen Blättern und gelben Blüten, dem stark aromatischen Geruch und

äußerst bitteren Geschmack ist als Arzneipflanze von großem Nutzen. Der in der Pflanze reichlich enthaltene Bitterstoff ist sehr heilkräftig und dient als magenstärkendes und wärmwidriges Mittel. Der aus dem Wermut bereitete Likör, auch Absinth genannt, wird häufig, besonders in Frankreich, zur Appetitanregung getrunken, kann aber bei übermäßigem Genuße zu Störungen des Nervensystems führen. Für die Entstehung des Namens dieser Pflanze ist man trotz aller Grübeleien noch zu keiner anderen Erklärung gekommen, als daß sie ihn lediglich ihrer wärmenden Kraft verdankt. Sie wurde schon im Mittelalter schlechtweg „Wärmet“ genannt. Im Volksglauben spielt die Pflanze eine große Rolle und gehört nach ihm zu den sogenannten „neunerlei Kräutern“, denen eine ganz besondere Wunderkraft innewohnt. So hilft sie gegen das Schreien der Kinder, befreit vom Alp und regt, in die Schuhe gelegt, den Appetit an. Bei Begräbnissen war der Wermut vollends unentbehrlich: die Totenbahnen und Gräber wurden mit dieser Pflanze geschmückt. Am Niederrhein wird alten Traditionen zufolge noch heute in die für den Grundstein eines Hauses gegrabene Ausklopfung zur Abwehr von Spuk außer Salz und Asche auch Wermut gelegt.

Ursprung der Modebilder.

In dem heutzutage üblichen Sinne gibt es Modebilder erst seit etwa hundertdreißig Jahren. Sie gingen von Frankreich aus, das in bezug auf Moden stets den Ton angab. Indessen kam es schon in weit früherer Zeit vor, daß sich die Schneidermeister größerer Städte, wenn eine neue Mode besonderes Aufsehen erregte, die „getreuliche Abbildung“ derselben zu veröffentlichen suchten. Derlei Bilder wurden mitunter auch durch den Druck vervielfältigt und in den Handel gebracht. So er-

schien beispielsweise 1641 ein Blatt mit der Abbildung von acht elegant kostümierten Herren und der Unterschrift: „Wahrhaftige und getreue Conterfeijung der absonderlich kostbaren und neuen Kleider, so bei der Tauffe des Dauphin von Frankreich an dem Hof von Paris seind getragen worden.“

In Deutschland dürfte der Ursprung der Modebilder in dem geldreichen Augsburg zu suchen sein. Matthäus Schwarz, der Sohn eines angesehenen Augsburger Bürgers, seit seiner frühesten Jugend für den Handelsstand ausgebildet und dann bis an sein Lebensende als Buchhalter des Weltkaiser der Fugger tätig, kam im Alter von dreißig Jahren auf die wunderliche Idee, sich in allen Kleidungen, die er seit seiner Geburt getragen, abbilden zu lassen. Er war, so erzählt er in der Vorbemerkung zu seinem „Nahderblicklein“, bei dem Gespräch mit älteren Leuten oft ganz verwundert, wenn sie ihm die seltsame, auf den Bildern ihrer Eltern dargestellte Kleidung als etwas vor fünfzig Jahren ganz Alltägliches geschildert hatten. Er ließ nun einen Ottoband aus schönen Pergamentblättern anfertigen und auf letzteren die Kleidungen, die er in seinem Leben getragen, von vorzüglichsten Malern darstellen. Als ein Beweis der unferen Abkömmlinge eigenen Gewissenhaftigkeit dient es, daß auf dem ersten Bilde seine Mutter in dem Kleide dargestellt ist, das sie zur Zeit seiner Geburt trug.

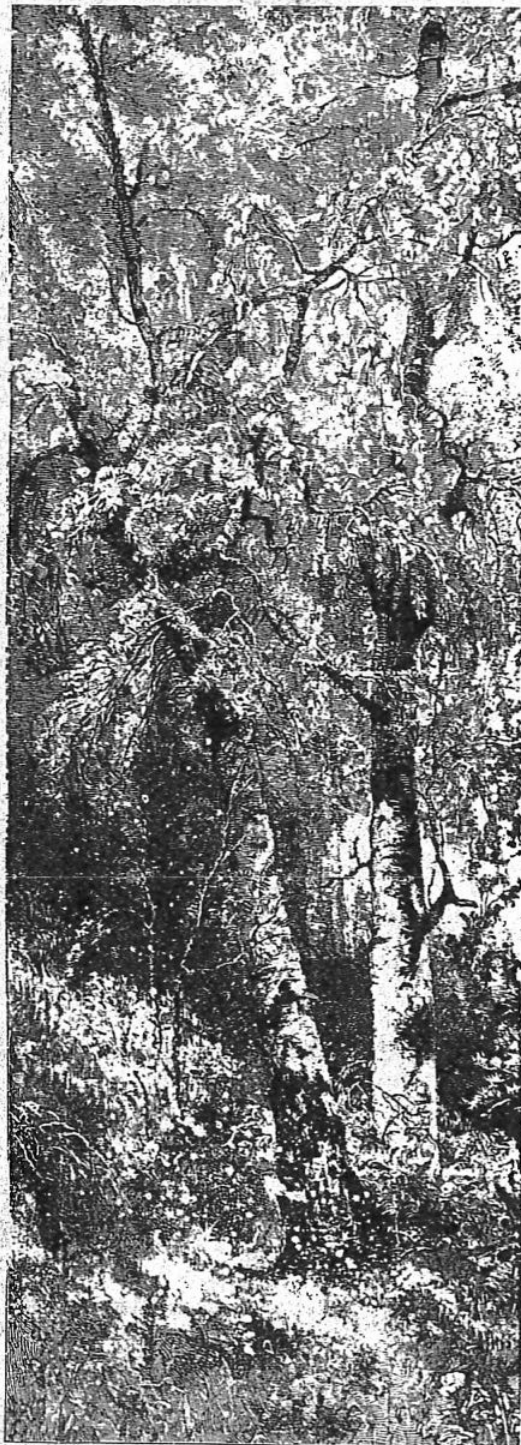
Sinnspruch.

Das Wort, mit dem ein Feind dich wollte kränken,
Das sollst du, frei von Born, in dir bedenken.
Es kann darin ein Korn der Wahrheit liegen,
Das schonend dir dein Freund hat stets verschwiegen.

Die Deutsche Hausfrau

Jahrgang 13 No. 8

Mai 1917



Frühlingsklänge

Pfingstglocken

Pfingstglocken erklingen so fröhlich und hell —
Hinaus in den lachenden Morgen!
In die Welt, die frühlingsprangende, schnell,
Und fort mit den lastenden Sorgen!
Ein tausendstimmiger Lobgesang
Ist heute dem Schöpfer erklingen,
Es schlagen die Herzen im heißem Dank,
Vom Geist der Liebe durchdrungen.

Wir atmen, vom Alltagsstaube befreit,
Den Duft von Jasmin und Holunder.
O du glanzdurchflutete Herrlichkeit,
Du liebliches Frühlingswunder!
Wir schmücken mit Kalmus und Maiengrün,
Mit duftenden Blüten die Hallen,
Und lassen die Unmutswolken entfliehn,
Die unsere Häupter umwallen.

Pfingsten! So könt es heut überall
In rauschenden, vollen Akkorden,
Es zieht durch die Seele mit ehernem Schall,
Die licht und fröhlich geworden.
Nun schwebe hernieder, o heiliger Geist,
Erfülle die Erde mit Wonne,
Daß alles die göttliche Allmacht preist
In strahlender Frühlingssonne!

J. M. Burda.

Blütenzauber

Nun streut die holden Blütenwunder
Der junge Sommer vor deinen Fuß.
Tausprühend bietet der Holunder
Am Gartentor dir den Morgengruß.

Die Rosen drängen sich purpursamten
Durch alle Zäune dir in den Weg,
Und Würzhaut senden die goldgeflamten
Kressen aus grünem Gartengeheg.

Da sprengt auch seine Knospenhülle
Des Herzens heimliche Blütenfaat
Und streut die sommerfellige Fülle
Brennender Liebe auf deinen Pfad.

Thasneida Wolff-Kettner.

Pfingsten / / / Erzählung von E. Krickeberg



ie werden die Ankunft des Zuges versäumen, Herr Doktor," warnte Barbara, das alte Tattotum im Hause Doktor Rintols, und sie blickte besorgt auf die Uhr. Eine innere Unruhe schien sie zu plagen und nicht minder ihren Herrn, obwohl er es zu verbergen bestrebt war.

"Oh, ich habe noch viel Zeit," wehrte er, dabei aber griff er schon nach seinem Rock und verwechselte vor lauter Hast die Ärmel beim Anziehen. "Sie haben doch die Puppenstube vom Boden geholt und das Schaufelpferd?", fragte er so scheinbar nebenher.

"Über gewiß, Herr Doktor!"

"Und dann — vielleicht haben Sie ihnen eine Schaumomelette zum Nachtisch? — sie aßen sie immer so gern," — fast verlegen kam das heraus.

"Herr Doktor, als ob ich daran nicht allein denken würde," klang es ganz empört von Barbaras Lippen.

"Schon gut, schon gut! Ich weiß ja, daß Sie auch glücklich sind, sie einmal wieder zu haben." Die Stimme warnte ihn, und er machte, daß er davontam.

"Glücklich?", sagte sie hinter ihm her, "selig, selig bin ich!" — und die Tränen stürzten ihr aus den Augen. Sie ging ins Kinderzimmer hinüber, strich noch einmal glättend und lieblos über die beiden weißen Bettchen, rückte die Puppenstube und das Schaufelpferd ins rechte Licht, holte aus der Tasche eine Tüte mit Backpflaumen und schüttete sie in ein Körbchen. Dabei lachte sie glücklich still vor sich hin. "Mein Trudchen liebte sie immer sehr, aber Hansi hat sie nie gemocht, der zog Schokolade vor." Und sie legte auf den Platz des Hansi ein Röllchen mit Schokoladentalern. Dann stand sie eine Weile in Gedanken verloren. "Ob sie sich wohl noch erinnern und sich wieder heimisch fühlen werden bei uns? — Wenn ihnen nur nicht zu bange nach der Mutter sein wird! Am Ende halten sie gar nicht bei uns aus! Das würde ihm das Herz brechen, er ist ohnehin schon ganz krank vor Sehnsucht nach den Kindern."

Es war nun fast ein Jahr, seitdem der Doktor Rintols und seine Frau sich voneinander getrennt hatten, und seitdem hatte er seine beiden Kinder nicht gesehen. Die kleine, damals siebenjährige Gertrud war, der beiderseitigen Vereinbarung zufolge, der Mutter geblieben, der fünfjährige Hans sollte mit Erreichung des schulpflichtigen Alters zum Vater zurückkehren. Beide Kinder sollten indessen gemeinsam abwechselnd bei Vater und Mutter verleben, um sich nicht gegenseitig zu entfremden. Im Herbst hatte Hansi bereits sein sechstes Jahr vollendet und hätte eingeschult werden müssen, aber er hatte kurz vorher den Scharlach überstanden, und der Arzt der Mutter erklärte ihn noch für zu schwach zum Schulbesuch. Auf seinen Rat ging die Mutter mit ihren beiden Kindern nach dem Süden. Sie blieb dort monatelang, bis über das Weihnachtsfest — sie blieb in der Angst der Mutterliebe, damit der Vater die Kinder nicht für sich reklamieren konnte. Denn er, der selber Arzt war, würde nicht so herzlos sein, zu verlangen, daß die Kleinen im harten Winter zurückkehren sollten. Und er verlangte es nicht, obwohl er ihren Plan durchschaute, und sein Vaterherz nach den Kindern brannte; er erklärte, bis zu Pfingsten warten zu wollen, dann aber forderte er sein Recht.

Nun war die Zeit gekommen, die Frühlingssonne schien golden vom blauen Himmel und gerade hinein in das Herz des Mannes, der in fiebernder Ungebulb auf dem Bahnsteig stand, die Ankunft des Zuges erwartend, der auch seinem öden Hause für eine kurze Zeit wieder die Sonne zuführen sollte.

Er kam endlich, er hielt. Eilfertig lief der Doktor an der Wagenreihe entlang; er hatte eine Vision, als ob ihn aus einem Fenster der tränen schwere, angstvoll forschende

Blick eines dunklen Augenpaares verfolgte, aber er achtete nicht darauf, er spähte nach blonden Kinderköpfen und strahlenden Kinderaugen.

Da rief es aus einer geöffneten Coupeletür: "Papa — Papa!" —

Im Nu war er dort und hob sein Töchterchen jubelnd empor: "Trudchen, Liebling goldiger!" Und dann herzte er sein Wübchen: "Kennst du denn deinen Papa noch?"

Der Kleine war ein wenig scheu, er hatte nicht mehr die lebhafteste Erinnerung an seinen Papa, wie das ältere Schwesterchen, und die stürmische Diebstahlsangst erschreckte ihn. Er streifte den Papa mit einem misstrauischen Blick und strebte zur Erde.

"Du sollst doch hübsch lieb sein zum Papa, hat Mama gesagt," wies ihn Trudchen altklug zurecht, und entschuldigend fügte sie hinzu: "Er hat sich so geängstigt, Papa, weil wir so allein waren."

"Ja, mein Gott, seid ihr denn ganz allein gefahren die weite Reise?", fragte der Doktor erschreckt. — Das kam ihm erst jetzt zum Bewußtsein. "Hat Mama euch nicht das Wübchen zur Begleitung gegeben?"

"Mama ist doch selber mitgekommen bis nach Bergersdorf." — Bergersdorf war die letzte Station vor dem Bestimmungsort.

"Und dann ist sie ausgestiegen, um zurückzufahren?", forschte er.

Trudchen antwortete nicht sogleich, dann schüttelte sie leise den Kopf, aber sie sagte nichts. Sie war eine kluge Person, die zu beobachten und zu schweigen verstand, und er fragte nicht. Mit jähem Schreck war ihm der traurige, tränen schwere Blick der dunklen Augen aus dem Wagenfenster zum Bewußtsein gekommen, und er starrte dem davonsahrenden Zuge, mit einem Gefühl von Pein und Ratlosigkeit nach. Die nächste Haltestelle befand sich fast eine Stunde Bahnfahrt entfernt, und die Frau, die nicht vermocht hatte, ihre Lieblinge einen Augenblick früher zu verlassen, als die eiserne Notwendigkeit sie zwang, hatte erst in später Nacht wieder Gelegenheit zurückzureisen. Was mochte sie während der langen Wartezeit in dem fremden Ort nach dieser ersten Trennung von den Kindern empfinden? — Es schnitt ihm in die Seele, aber zugleich stieg auch sein Trost empor. Liebt er die Kinder etwa weniger als sie, und hatte er nicht fast ein Jahr leben müssen ohne ihre Gegenwart?

"Wir fahren mit dem Wagen nach Hause," sagte er, "hast du die Pferdchen gern, Hansi?"

"Bei Großmama haben wir einen Eselwagen," berichtete der Kleine stolz, "und ich kann schon die Reine halten."

"Ja, aber Pferdchen sind schöner," fiel Trudchen ein, damit der Papa sich nicht etwa beleidigt fühle.

Während der Fahrt blickte die Kleine mit ihren hellen Augen aufmerksam umher und plauderte unaufhörlich. Sie erkannte die Straßen und Häuser wieder, erinnerte sich an tausenderlei, fragte mit einer Eindringlichkeit nach Dingen, die selbst dem Vater entfallen waren, so daß er erstaunt war über ihre geistige Regsamkeit. Sie erkundigte sich auch nach der alten Barbara und war glücklich, daß sie sie wiedersehen sollte. Hansi verhielt sich viel ruhiger, und noch immer lag eine gewisse Scheu über ihm, er konnte sich dem Papa nicht so rückhaltlos hingeben, wie das Schwesterchen. Er war von jeher ein zartes, stilles Kind gewesen, dessen Körper sorgsamster Pflege, und dessen Seele subtilster Behandlung bedurfte, — das echte Kind seiner Mutter, mußte der Doktor wieder denken. Sie war auch so eine Mimose gewesen, die einen rauhen Blick fast wie eine körperliche Züchtigung empfand und bei einem lauten Wort sich in sich selber zurückzog, wie eine Schnecke in ihr Haus; die nach einer Meinungsoberschießtheit, wie sie in jeder Ehe vorkommt, sich tagelang in ihrem Zimmer einschloß und ihn

roh schalt, weil er seine Ansicht ehrlich aussprach. Er hatte auch die großen, dunklen, ein wenig schwermütigen und wie von vergossenen Tränen feuchten Augen der Mutter gerbt, der Hansi, und ihr Blick traf den Vater gleich einem stillen Vorwurf.

Als der Wagen vor der Wohnung des Doktors hielt, und Barbara herausgeeilt kam, um die Kinder zu empfangen, klammerte der Kleine sogleich beide Aermchen fest um ihren Hals und ließ sie nicht wieder los.

Sie lachte und weinte und herzte und küßte ihn und trug ihn im Triumph ins Haus, und der Doktor atmete erleichtert auf. Der Kleine würde sich im Herbst bei seiner Ueberfiedelung in das Vaterhaus leichter an die neuen Verhältnisse gewöhnen, weil ihm die Barbara eine zweite Mutter war.

Der erste Sturm der Begrüßung war vorüber, die Kinder hatten unter lautem Jubel wieder Besitz von ihrem Zimmer und den zurückgelassenen Spielsachen ergötzen, und selbst Hansi war aufgetaut, aber er verließ Barbara nicht und hing auch an ihrem Rockzipfel, als sie in die Küche ging. Der Vater war allein mit seinem Töchterchen. Er saß in seinem Zimmer am Schreibtisch und hielt es auf seinen Knien. „Und es hat euch gut gefallen in Italien? Und ihr wartet immer wohl?“, fragte er.

„Ja, ja, Papa, aber der Hansi und die Mama, die haben immer gefroren. Weißt du, da haben die Leute keine schönen warmen Ofen im Winter.“ fügte sie altklug hinzu. „Und Mama wäre gern nach Hause gefahren, aber sie durfte nicht.“

„Warum durfte sie denn nicht?“ Er wollte nicht fragen, aber es drängte sich ihm unwillkürlich über die Lippen.

Die Kleine sah den Papa erstaunt an: „Das weißt du doch, du hast es ihr doch verboten!“ Die Kleine hatte wieder ihre Beobachtungen gemacht und sie in ihrer kindlichen Art ausgelegt.

Er war betroffen und fragte hastig: „Hat dir die Mama nichts aufgetragen, mir zu sagen?“

Trudchen schüttelte den Kopf: „Nein, bloß geweint hat sie immerzu, gestern den ganzen Tag und heute im Eisenbahnwagen.“

Und jetzt sitzt sie auf der öden Bahnstation und weint weiter, mußte er denken.

„Aber der Barbara sollte ich etwas sagen.“ besann sich Trudchen plötzlich, „das habe ich ja ganz vergessen.“ Sie wurde unruhig und strebte zur Erbe. Er hielt sie fest.

„Das hat ja Zeit bis nachher. Was sollst du ihr denn sagen?“

„Mama läßt sie oftmals grüßen und ihr danken für ihre schönen Briefe, und sie soll doch auf den Hansi aufpassen, daß er dem Papa nicht lästig wird, weil er so leicht weint, und das kann der Papa nicht leiden, und wir sollen überhaupt mehr bei der Barbara bleiben und nicht laut sein, damit wir den Papa nicht stören.“ Das klang wie eine auswendig gelernte Lektion.

„Ihr sollt euch gar keinen Zwang auferlegen, und glücklich sollt ihr euch bei eurem Papa fühlen! Ihr seid doch meine Lieblinge, nicht wahr, mein Herz?“ Und während er das Kind nun auf den Boden gleiten ließ, stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Ich wünschte, eure Mutter wäre lauter gewesen, damit hätte sie mich weniger gestört, als mit ihrer stillen Duldermine.“

Dann saßen sie bei Tisch. Das erste Mal seit dem Scheiden der Hausfrau und Mutter, daß der Doktor nicht allein und in düsterem Schweigen sein Mittagsmahl verzehrte. Barbara hatte einen Strauß Votterblumen auf den Tisch gestellt, und zum Fenster herein kam mit dem goldigen Strahl der Sonne der herbe Duft des neuen Lebens schaffenden Frühlings, vermischt mit dem süßen Wohlgeruch der Veilchen. Und in das Geplauder der hellen Kinderstimmen im Zimmer klang das lustige Vogelgezwitscher von draußen herein.

Barbara saß mit am Tisch und versorgte den Hansi,

das kleine Mädchen stand unter des Vaters Obhut.

„Wirfst du auch wieder zu Pfingsten mit uns in den Wald gehen, wie voriges Jahr, Papa?“, erkundigte sich Trudchen.

„Gewiß! Wir wollen recht vergnügt sein!“

„Kommt Mama auch zu Pfingsten?“ fragte Hansi.

Trudchen warf einen erschrocken Blick auf den Vater. Das mußte sie, daß der Papa böse auf die Mama war und nichts von ihr hören wollte. Das hatte ihr die Mama noch besonders eingeschärft, nur niemals den Papa nach ihr zu fragen. Der Hansi war doch noch ein großes Dummkchen! Sie war ganz verlegen und meinte, daß der Papa schelten würde, aber er sagte nur ein bißchen hastiger als sonst: „Die Mama kann nicht dabei sein, Kleinen; du weißt doch, daß sie weit fort ist.“

„Aber sie kann doch mit der Eisenbahn kommen!“, beharrte Hansi.

Trudchen wurde immer verlegener, sie hatte einen ganz roten Kopf und starrte krampfhaft auf ihren Teller; unwillkürlich buckte sie sich, als ob sie selber ein böses Gewissen habe und Schelte erwarde. In ihrer angstvollen Schlichtheit bot sie ein rührendes Bild. Es schnitt dem Vater in die Seele, zu sehen, wie das kluge, feinfühligste Kind unter der Verschuldung seiner Eltern litt, und Barbara fuhr sich hastig mit der Hand über die Augen.

Was konnte er dem Kleinen antworten? „Sieh, die Mama kann doch Großmama nicht ganz allein lassen“, brachte er hervor.

„Aber sie war doch vorige Pfingsten hier!“

Da hob Trudchen ganz entsetzt den Kopf und einen um Vergebung flehenden Blick auf den Vater werfend, sagte sie: „Er ist noch so klein, Papa, er weiß das noch nicht.“

Da legte der Doktor Messer und Gabel hin, er konnte nicht mehr weiter essen, und Barbara stand auf, um in der Küche etwas zu besorgen.

Der Doktor hatte sich auf die Ankunft der Kinder gefreut, wie auf das Erwachen des Frühlings nach einem langen, dunklen, harten Winter, und gemeint, ihre Gegenwart würde seinem öden Hause ein richtiges Fest bedeuten, und nun litt er ein Martyrium in ihrer Nähe. Es nützte nichts, daß Trudchen in ihrer Verständigkeit und Feinfühligkeit es sorgsam vermied, der Mutter Erwähnung zu tun; der kleine Hansi hingte sich nach ihr und ließ sich durch alle Belehrungen der Schwester und alle Güte Barbaras nicht davon abhalten, nach ihr zu verlangen. Es war eine Pein für den Vater, sein Töchterchen verstoßen dem Bruder warnen zu hören: „Du sollst doch nicht immer nach Mama fragen, Mama hat es uns doch verboten, und wir kommen ja bald wieder zu Mama!“ —

Dürfen Eltern ihren Kindern mit ihren persönlichen Angelegenheiten die Jugend derartig unheilvoll beeinflussen? War nicht allein das beinahe mütterliche, weit über ihre Jahre hinaus gereifte ernste Wesen seiner kleinen Tochter ein schwerer Vorwurf für die Eltern? — Während andere Kinder in harmlos fröhlichem Spiel sorgenfrei glückliche Jugendtage verleben, hatte der Zwist der Eltern dem klugen Kinde mit dem feinen, weichen Gemüt des Lebens bitteren Ernst zu kosten gegeben, ehe es noch reif war, das Tragische seines Geschicks auch nur zu verstehen. Die Trennung der Eltern hatte für seine Kleine zugleich den Abschied vom Paradiese ihrer Kindheit bedeutet, und dieser schlimme Verlust in so jungen Jahren mußte einen unauslöschlichen Eindruck bei ihr hinterlassen und bewirken, daß sie immer dem Leben mit geheimem Mißtrauen gegenübersehen würde.

Durch die Schuld der Eltern war das Kind um die schönste Zeit seines Lebens gekommen — hatte das unumgänglich sein müssen! War das Unglück seiner Ehe wirklich so groß, daß es mit Energie und ein wenig Selbstverleugnung auf beiden Seiten nicht wäre zu überwinden gewesen — oder doch zum mindesten nicht bis zur Trennung hätte gesteigert zu werden brauchen? Wenn er jetzt, aus der

so kurzen Zeitentfernung von kaum einem Jahr, zurückdachte, wie kleinlich erschien ihm da schon manches, was damals unter frischem Eindruck so wichtig und unerträglich gewesen war, — ja, wenn er ganz ehrlich sein wollte: beruhigte das Unglück seiner Ehe nicht allein auf Mangel an Selbstzucht und gutem Willen, die Eigenart des anderen zu ertragen? Da lag kein tatsächliches Verschulden, kein Delikt vor, vor, das einem von ihnen beiden die Achtung des anderen hätte rauben können — gegenseitige Abneigung. — Hahaha! — er lachte hart auf, gegenseitige Unaufrichtigkeit und Hochmut, mit einem Wort: traffer Egoismus!! — Sie hatten gemeint, sich nicht länger gegenseitig ertragen zu können, weil er der übergroßen Empfindsamkeit seiner Gattin die Energie seines Wesens ein wenig zu schroff gegenübergestellt hatte.

Sie war als Waise von ihrer Großmutter, einer feinen, alten Dame, gänzlich weltfremd erzogen worden, sie kannte die Art der Männer nicht und empfand seine Festigkeit als Härte und als Brutalität, was kraftvolle Lebensbetätigung bei ihm war. Und er hatte zimperlich und arrogant bei ihr gescholten, was er als seelische Härte und Reinheit hätte schätzen und mit Geduld und Liebe zu weltkluger Widerstandsfähigkeit erziehen sollen.

Der tränenschwere angstvolle Blick der dunklen Augen aus dem Wagenfenster fiel ihm wieder ein, und es packte ihn wie Verzweiflung.

Doch während er sich mit seinen schweren Gedanken trug, herrschte draußen das wunderlichste Frühlingswetter. Die Sonne leuchtete so goldig und so warm vom blauen Himmel hernieder, wie sonst im Sommer, aus allen Zweigen, selbst den dürrsten und dürrigsten, strebte unaufhaltsam und kraftvoll das neue Leben dem jungen Licht entgegen, und alle Kreatur schien von einem fieberischen Lebensjüngere gepackt. Aus Nacht und Tod hob sich sieghaft strahlend das Auferstehungsmunder.

Trudchen pflückte alle Tage für den Schreibtisch des Papas einen Strauß Frühlingsschnecken. Sie hatte nicht vergessen, wo die schönsten Leberblümchen und Anemonen im Garten standen und verstand, sie zierlich zu ordnen, wie es in der Zeit seines jungen Eheglücks seine angebetete Gattin getan. Das fraulich Fürsorgliche in ihrem Tun rührte ihn stets von neuem und verstärkte immer mehr die Qual seiner Selbstvorwürfe. Morgens legte sie ihm die Zeitung neben der Kaffeetasse zurecht; wenn er in die Praxis fuhr, stand sie mit dem Plaid am Wagen und warnte, er möchte sich nur ja recht gut einhüllen; und abends nach Beendigung seines anstrengenden Tageswerkes zog sie ihm die Hausschuhe an und brachte ihm die lange Pfeife, dieses geliebte Erbstück aus seiner Studentenzeit, das seine Frau gehaßt und verabscheut hatte.

Er wunderte sich, daß sie überhaupt an die Pfeife dachte. Das Kind hatte damals gewöhnlich schon im Bette gelegen, wenn er heimkehrte und es sich für eine stille Abendstunde noch „gemütlich machte“, ja sie konnte ihn kaum je mit ihr gesehen haben.

„Woher weißt du denn, daß ich des Abends Pfeife rauche?“, fragte er; „Barbara hat es dir wohl gesagt?“

Trudchen schüttelte den Kopf, aber schwieg.

„Nun?“, ermunterte er.

Da mußte sie sprechen, und lügen konnte sie nicht: „Mama hat mir gesagt, daß du dich freuen würdest, wenn ich dir die Pfeife brächte.“

„Hat sie dir auch gesagt, daß du mir die Sträußchen pflücken sollst?“

Sie nickte, und da war wieder der scheue, um Vergeltung flehende Blick in ihrem Auge, wie der eines ertappten Sünders.

Er zog sie an sich und küßte sie so heftig, daß sie erschauerte. „Das ist sehr lieb von Mama, daß sie daran denkt und . . . und wenn du wieder bei ihr bist, dann sage ihr, daß sich Papa sehr gefreut hat — wirst du das nicht vergessen?“

„Nein, Papa,“ versicherte sie freudestrahelnd und dann kam sie schüchtern mit etwas heraus, was ihr auf der Seele gelegen hatte schon all' die Tage.

„Mama liebt doch Weilchen so sehr, Papa . . . und ich . . . ich möchte ihr ein Rästchen voll schicken . . . wenn du erlaubst!“

„Aber selbstverständlich, Kind! Sofort wollen wir das tun! Ich helfe dir pflücken, komm!“

Er war wie elektrisiert. Und sie blühten sich zusammen über das Weidenbeet und suchten im brennendem Eifer die schönsten langstieligen Blüten. Und dann saß Trudchen an des Papas Schreibtisch und schrieb eifertig mit ganz heißem Gesichtchen einen Brief an die Mama:

„Ich schicke dir die schönen Weiden, liebes Mamachen, und sie wachsen noch immer auf dem Beet unter dem Esszimmer Fenster und es ist so hübsch warm und wie haben immer das Fenster offen sein lassen und da sitzen wir hier immer wie schön sie duften, und Papa hat pflücken helfen, aber Hansi nicht, der hat geholfen Barbarachen Kuchen backen, aber er hat bloß immer die Rosinen gegessen. Und weinen darfst du nicht mehr, liebe Mama, Papa ist sehr lieb mit uns und schämt gar nicht, daß Hansi immer will du sollst kommen und er freut sich wenn ich ihn die Feise bringe und ich sol hier auch was bestellen, aber erst wenn ich zu Hause bin. Und vergiß nicht das du uns wieder holen kommst und ich werde in Bergerdorf aus den Fenster kucken das du gleich bist wo wir sind und ich schicke dir einen schönen Kuss und Hansi auch und du mußt nicht weinen und Mari soll nicht vergessen den Esel zu füttern und wie lassen ihn auch grüßen und Barbara grüßt auch und Papa hat gar nichts gesagt aber er hat auch noch gar nicht ein einziges mal geschämmt und wir kommen bald wieder. — deine kleine Trudchen.“

Die Kinder waren den ganzen Tag im Garten gewesen, und die Frühlingsluft hatte sie müde gemacht. Sie gingen zeitig zu Bett, und der Papa kam wie alle Abende, ihnen „Gute Nacht“ zu sagen. Barbara war noch bei ihnen im Zimmer, und die Tür stand ein wenig offen. Er konnte hören, was drinnen gesprochen wurde.

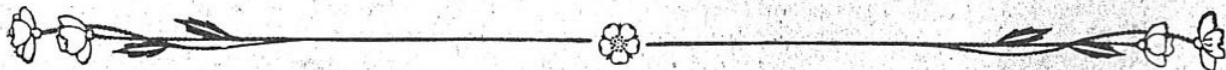
„Nun bete, Trudchen,“ sagte Barbara. Er blieb hinter der Tür stehen und lauschte. Die Kleine sagte mit innigem Ton das Vaterunser, und dann nach einer kurzen Pause fügte sie andrängend hinzu: „Lieber Gott, laß doch Mama nicht so weinen, wenn wir morgen so lustig sind, und sie nicht dabei ist und ganz allein mit Großmama zu Hause. Und nächstes Jahr bleiben wir wieder bei ihr, und Papa kommt zu uns. — Nicht wahr, Barbara, Papa kommt doch zu uns?“

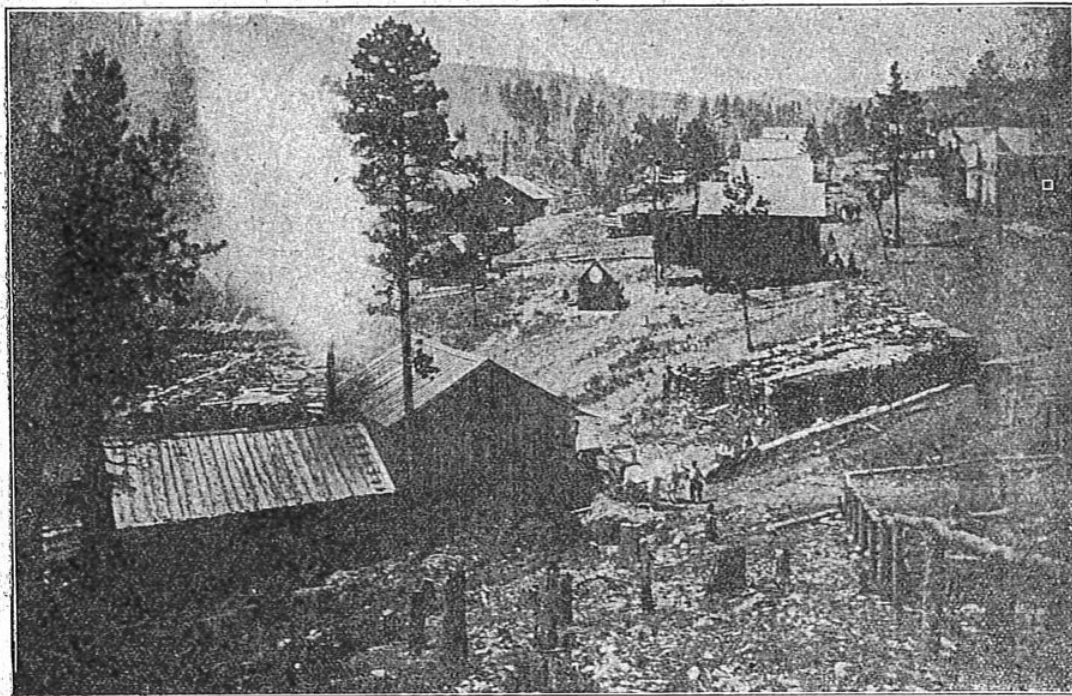
Da schlich der Doktor still hinweg. Er war an diesem Abend nicht imstande, seinen Kindern „Gute Nacht“ zu sagen.

Nach einer Weile klingelte er von seinem Zimmer aus nach Barbara. Sie kam mit rotgeweinten Augen und hatte nicht den Mut, ihn anzusehen, und auch er miß ihren Blick.

„Ich muß noch verreisen,“ sprach er. „Die Patienten weisen Sie an meinen Vertreter, ich kann vor morgen mit, nicht zurück sein und komme mit demselben Zug, mit dem die Kinder eintrafen. — Und verträsten Sie sie, bis ich wieder da bin, und — vielleicht kommt dann die Mama mit. Wir feiern ja das Pfingstfest, da hoffe ich, daß auch in meinem alten Hause noch einmal die Frühlingssonne scheinen wird.“

Er ging und Barbara faltete aufschluchzend die Hände: „Das walte Gott!“





Ansicht der Stadt Lead im Jahre 1878

Das rote Gold / / In den Goldminen von Lead— Von Wm. C. Laube

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles;
Ach, wir Armen!
Kauft.

Es ist etwas Eigenes um das gleißende Gold. Das edle Metall, das als Sinnbild alles Schönen, Wahren und Edlen steht, sodaß der Volksmund es oft zu Vergleichen benutzt, und Lebensarten braucht wie: Treu wie Gold, rein wie Gold, ein goldenes Herz, des Lebens goldner Traum usw., ja, der heilige Seher spricht sogar von dem neuen Jerusalem als einer Stadt, deren Straßen von lauterem, reinem Gold sind. Gretchen hat es empfunden, als die Mutter den schönen Goldschmuck, der von geheimnisvoller Hand in Gretchens Stübchen geschmuggelt worden war, dem Priester gegeben hatte, sie hatte in ihrer kindlichen Naivität richtig gefühlt, wie alles nach dem Golde drängt, wie alles an dem Golde hängt, und wie „wir Armen“ doch eigentlich aus Mangel an Gold auf manches Schöne und Gute verzichten müssen. Kriemhilde hat es erfahren, wie schön es ist, reichlich Gold zu besitzen, als sie von dem reichen Nibelungenhort, den ihr frühentrittener Siegfried ihr hinterlassen, den Armen und Bedürftigen in und um Worms austeilte und damit sich viele Freunde erwarb. Und sie erfuhr, welch bitteres Herzeleid, welch blutigen Haß das rote Gold schaffen kann, als der grausame Hagen ihren Schatz geraubt und ihn in den Fluten des Rheins versenkt hatte.

Jener arme Holzhacker erfuhr in seinem Traum die Freuden und Leiden des Golbes, nachdem sein Wunsch: „Was ich nur berühre, das werde zu Gold“, in Erfüllung gegangen war, und nun nicht allein seine Art und die Späne, die seine Hand berührten, sondern auch sein Weizenbrot, ja sein Wasserkrüglein samt Inhalt in hartes, kaltes Gold verwandelt worden war. Wie reute ihn da seine Habsucht, sein kindischer Wunsch, und wie dankbar

aß er nach seinem Erwachen wieder sein großes Schwarzbrot und seine Bauernwurst und trank dazu sein Wasser.

Doch, wo eigentlich kommt das Gold denn her? Erfinden hat's kein Weiser und erfunden kein Gelehrter, so sehr sie auch vor etlichen hundert Jahren sich darüber den Kopf zerbrochen haben. Gold ist, wie das Wasser, eine kostbare Gabe der reichen Mutter Natur. Nicht nur weil es schön und rein und edel ist, wird es so sehr geschätzt, sondern weil es, wie alle edlen Dinge, dazu noch selten ist. Ein langer Weg ist es, in der Tat, von der Goldader in dem Schoß der Erde bis zum Goldbader in unserer Hand am Zahltag. Es lohnt sich schon der Mühe, einmal das Werden solch eines Goldstückes zu verfolgen, vielleicht verstehen wir dann besser, weshalb diese goldnen Vögel nicht häufiger um uns herumfliegen. Dazu gab mir ein Besuch in Lead (sprich Lieb), S. Dak., gute Gelegenheit, denn hier ist eine der größten und reichsten Goldgegenden der Welt und die Homestake Mine soll die größte dieser Art unter der Kontrolle einer einzigen Gesellschaft sein, d. h. die größte „low grade quartz mine“, womit gesagt sein will, daß der goldhaltige Quarz des edlen Metalls keine großen Klumpen, sondern nur ganz feine Staubkörnerchen enthält, sodaß per Tonne Quarz Gold im Werte von etwa 4 bis 5 Dollars gewonnen werden kann.

Ich fand also bei meinem Besuch in dem „Ellison shaft“ der großen Homestake Mine keine Goldklumpchen lose auf dem Boden herumliegen und blieb ohne besondere Versuchung ein ehrlicher Mensch, als wir da am offenen Schacht standen und zuschauten, wie aus den gähnenden Tiefen der Erde das Erz durch riesige Maschinen mit den Aufzügen heraufbefördert wird, 4 Tonnen auf einmal aus einer Tiefe von 2250 Fuß, da sahen wir an den schweren Klumpen auch noch nichts besonders Kostbares. Und wenn man kleine Stückchen in die Hand nimmt und betrachtet, so sieht man wohl etwas Geheimnisvolles glänzen und gleißeln, allein der Laie würde dem Dima wenig Beachtung schenken und das wertlos scheinende Gestein bald wieder fortwer-

fen. Allein es ist ferne von wertlos. Aus sechs tiefen Schächten befördern die Bergknappen mit Hilfe ihrer komplizierten und mächtigen Maschinen Tag und Nacht unablässig, ohne Rast und Ruh, den wertvollen Quarz. Sobald er heraufkommt, wird er in die sechs verschiedenen Stampfmühlen befördert. Da geht er zuerst in große, trichterförmige Behälter, riesigen Kaffeemühlen vergleichbar, "breakers" genannt. Da bewegt sich beständig und unwiderstehlich im Kreise umher ein riesiger tegelförmiger Zahn. Dem ist kein Brocken zu groß oder zu hart. Er packt ihn an, er knirscht und beißt und malmt und mahlt, bis er ihn klein hat. Und wenn die Brocken klein genug sind, dann fallen sie hinunter in einen andern Behälter, den man wohl dem Magen vergleichen möchte. Das sind die Stampfmühlen, die tun mit ihren Stampfen, was die großen Zähne oben nicht haben tun können. Sie bearbeiten so lange die Brocken, bis sie ganz fein zermalmt sind, und weil sie dabei beständig Wasser aufsprühen lassen, so wird das Gemahlene bald zu einem dunklen Brei. Ein tausend solcher Stampfen sind gegenwärtig in Betrieb, mit einer Leistungsfähigkeit von 4,200 Tonnen alle 24 Stunden. Eine solche Stampfe wiegt etwa 900 Pfund und fällt 10½ Zoll und zwar jede Minute 88 Mal. — Versuche einmal, liebe Hausfrau, dein Hackmesser, wenn Du das nächste Mal einen guten "hash" machst, in einer Minute 88 Mal 10½ Zoll fallen zu lassen, dann wirst Du eher fassen, was diese Stampfen leisten müssen. — Fünf Stampfen fallen immer in einen Kasten, "mortar" genannt, der den Quarz enthält. Vom diesen Kasten entweicht der fein gestampfte Brei über verschiedene Metallplatten, Kupfer oder mit Silber plattiert, wodurch ein guter Teil des Goldes gleich gewonnen wird. Auch Quecksilber wird benutzt, mit dem das lose Gold sich leicht vereinigt. O der Lärm in diesen Stampfmühlen! Er dröhnt mir noch in den Ohren. Es ist etwas Unheimliches unter diesen unersättlich freßenden, malmennden, würgenden Maschinen zu stehen und ihnen zuzuschauen. Sie erinnern an den unersättlichen Würger Tod.

Noch nur ein Teil des begehrten Goldes wird hier in der Stampfmühle gewonnen. Es darf aber womöglich kein Stäubchen verloren gehen, somit hat der sinnreiche Menschenverstand andere Mittel erdacht. Dabei spielt das Wasser eine wichtige und unentbehrliche Rolle. Dazu kommen verschiedene Chemikalien. Die haben gewisse Reigungen, ähnlich den Reigungen der Menschen, man nennt sie Wahlverwandtschaften. Damit will man sagen, gewisse chemische Substanzen, Mineralien, Säuren usw. ziehen andere Substanzen an oder stoßen sie ab. Für das Gold hat nun das Charnit, eine bläuliche Kalksteinart, eine besondere Anziehungskraft. Auch Kalkstein kommt hinzu, der die in dem Quarz enthaltenen Säuren brechen hilft. Der aus den Stampfmühlen kommende "Brei" wird nun in zwei Massen geteilt: die gröbere Masse heißt der Bergmann in der englischen Sprache "sand", die feinere "slime". Diese Massen werden nun in separaten Röhrenleitungen nach den Klärungswerken geleitet. Diese liegen zum Teil mehrere Meilen von den Stampfmühlen entfernt. Wir besuchen die erste, Charnide Plant No. 1, die größte dieser Art, die es wohl irgendwo gibt. Ein freundlicher "Foreman" gibt uns gern die nötige Auskunft. Da stehen oben im zweiten Stockwerk viele trichterförmige Vorrichtungen, durch welche die dunkle Masse fließen muß. Dadurch wird ein weiterer Teil des Goldes gewonnen. Dann fließt die Masse hinunter in riesige Behälter, man könnte ein ordentliches Wohnhaus hineinsetzen, ihrer 20 an der Zahl. Jeder von diesen "tanks" enthält 600 Tonnen. Sie sind mit Wasser angefüllt, das mit dem Einbringen der schweren Masse oben abfließt und sogleich einen guten Teil des wertlosen Stoffes mit sich führt. In diese Behälter kommt nun die Lösung von Charnit. Sie durchdringt langsam die Gramasse. Unten fließt aus dem Behälter nach und nach eine Lösung ab, die das flüssige Gold mit sich führt. Sie geht in einen beson-

dern Behälter. Der Führer zeigte uns diese Masse, eine bläulich-bräunliche Flüssigkeit. In ihr ist das Gold aufgelöst. Die Flüssigkeit wird nun in eine Filtrierpresse gepumpt und hier durch starke Tücher gepreßt, welche das feine Gold zurückhalten. Von Zeit zu Zeit werden diese geleert und das Gold wird von hier in das Affah-Umt gebracht, wo es den letzten Läuterungsprozeß durchmacht. Die Behandlung in den Behältern dauert etwa eine Woche. Die Behandlung des feineren Stoffes, "slime" genannt, ist ähnlich, nur noch mehr kompliziert, wobei besonders auch die durch die Masse gepreßte Luft eine bedeutende Rolle spielt. Der Läuterungsprozeß ist auch wieder eine besondere Arbeit des Chemikers, verschiedene Chemikalien, schwere Luftdruckmaschinen und schließlich der heiße Schmelzofen werden gebraucht, ehe das edle Metall die Form des kostbaren Goldbarren angenommen hat, in der es seine Reise nach den Münzämtern Onkel Sams antritt. Die Barren haben respektables Gewicht, wie vor mehreren Jahren der damalige Präsident Taft ausgefunden hat, als er versuchte im Affah-Umt in Lead einen in die Hand zu nehmen. Er sah nur klein aus für die große Hand des corpulenten Herrn aus Washington, allein sein Gewicht war 140 Pfund, und er bewegte sich nicht. Ein Lächeln ging über die Lippen der Umstehenden. Allein Herr Taft ließ sich nicht verblüffen, er richtete sich gerade auf, streckte beide Arme aus und hob den kostbaren "Goldbrick" in die Höhe.

Ich weiß, diese Beschreibung des Goldgewinns ist nur eine sehr oberflächliche, sie kann kaum den richtigen Eindruck geben. Der Lese fühlt sich von der Kompliziertheit des Verfahrens fast überwältigt, und würde vergeblich versuchen eine vollständige Schilderung zu geben. Aber dies prägt sich ihm unauslöschlich auf: Es ist ein langer Weg vom Bergmannsschacht zum Gelbbeutel, nur durch Fleiß, Schweiß, Geduld, Geschick und viel Mühe und Gefahr kann das Goldstück diesen Weg gebracht werden: was so mühsam gewonnen wird, verdient denn auch mit Verstand behandelt zu werden.

Es sind der Minen viele in dieser Gegend, in 16 verschiedenen Distrikten sind sie tätig. Allein man sieht auch sehr viele verlassene Unternehmungen. Die Schächte sind in die Erde gesenkt, die Gebäude stehen da, die Maschinen zum Teil verrostet, müßig und verlassen machen diese Anlagen einen schlechten Eindruck.

In den öden Felsenhöhlen wohnt das Grauen,
Und des Himmels Wolken schauern hoch hinein."

Es sind die verunglückten Projekte, berunglückt entweder aus Mangel an tüchtiger Leitung, oder aus Mangel an Glückseligkeit. Sie sind trauernde Denkmäler, diese halb zerfallenen Minenanlagen, trauernde Denkmäler menschlicher Untüchtigkeit oder Unehrllichkeit. Die leichtgläubigen Leute, die da schnell reich werden wollen und von gewissenlosen oder auch unwissenden Agenten sich beschwigen lassen, haben da ihr oft sauer Erspartes angelegt. Leider auch Witwen und Waisen und mancher kleine Mann hat hier sein Vischen. Er wird es nie wieder sehen. Man hüte sich vor Spekulationen in Goldminen, der kleine Mann hat hier nicht viel Gelegenheit.

Aber die Minen, die gut betrieben werden, werfen ihrem Eigentümern reichen Gewinn ab. Dazu gehört im erster Linie die berühmte "Homestake Mine". Herr George Hearst hat sie sich im Jahre 1875 zusammen mit einem andern Millionär aus Californien erworben, sie ist bis heute hauptsächlich in Händen der Hearst Familie. Der erste "claim" von Herrn Hearst war weniger als acht Acker Land, heute umfaßt der Minenbesitz der Gesellschaft in und um Lead mehr als 27,000 Acker Mineralland. Ungeheurer Reichtum ist in diesen Jahren herausgehoben worden, zusammen wohl an die 200 Millionen Dollars. Anno 1876 war der Gewinn etwa 1,200,000, gegenwärtig etwa 8 Millionen per Jahr. Hätte die freundliche Leserin vor 40 Jahren eine Aktie im Werte von 100 Dollars zum Ge-

Gurttagsgeschenk erhalten, so würde dieselbe heute einen Wert von etwa 20,000 Dollars repräsentieren. — Ja, wenn man's nur vorher wüßte. —

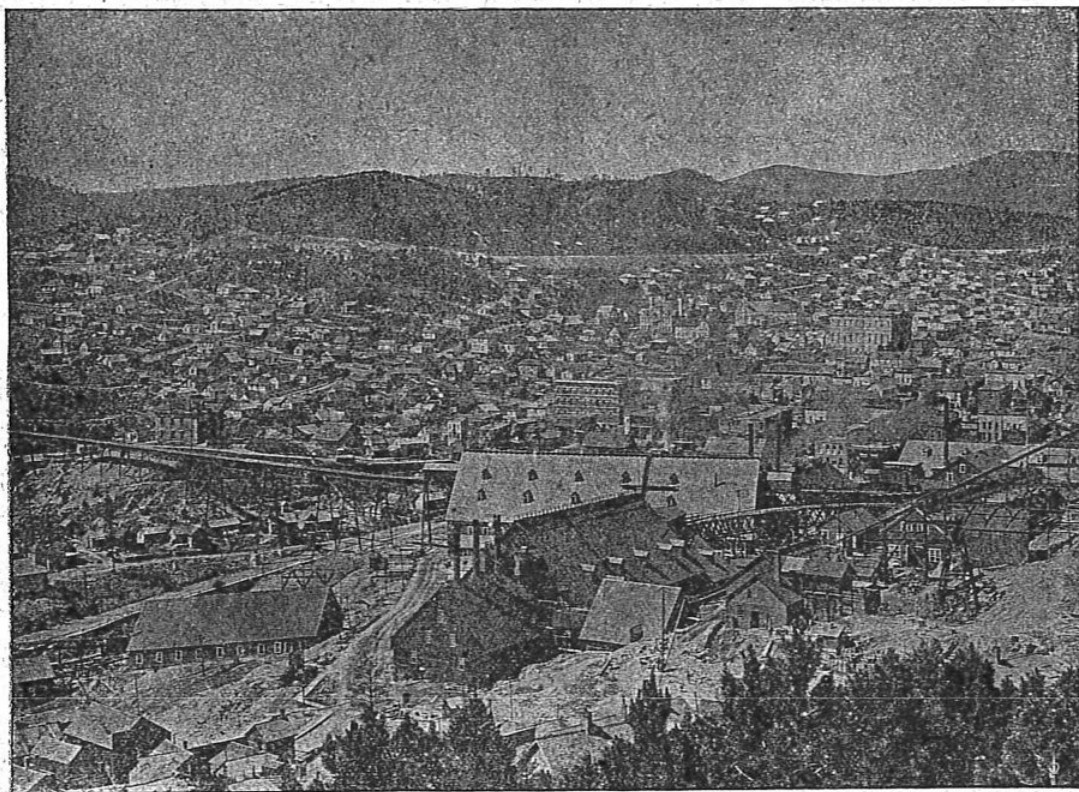
Im ersten Sommer des Goldfiebers nahmen die beiden Brüder Wheeler 1600 Pfund Goldstaub heraus, der einen Wert von 300,000 Dollars repräsentierte. Sie erregten damit und mit ihrer schwer bewaffneten Wache, die ihnen half den Schatz in Sicherheit zu bringen, ein gewaltiges Aufsehen. Was aus ihrem großen Gewinn geworden ist, weiß ich nicht, vielleicht hieß es: Wie gewonnen, so zerronnen.

Die Homestake Mining Co. ist eine der großen Industrieen ihrer Art und verdient wohl einen besondern Artikel. Tausende von Arbeitern stehen in ihrem Dienst unter der Erde, Tausende an ihrer Oberfläche. Tag und Nacht, ohne Unterbrechung, in achtstündigen Schichten wird die Arbeit betrieben. Man sagt mir die Löhne seien im allgemeinen recht befriedigend, ebenso die Behandlung der Leute.

von der Gesellschaft angelegt, versorgt die Stadt mit köstlichem Wasser, das aus einer Entfernung von 15 Meilen von den Bergen hergeleitet wird. Es wird gesagt, daß wenige Minenbezirke bessere Arbeitsbedingungen stellen als die Homestake Company.

Gold ist nicht das einzige Metall in den schwarzen Bergen. Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Mangan, Zinn, Zink und andere wertvolle Mineralien kommen in größeren oder kleineren Mengen vor und werden mit Gewinn ausgebeutet.

Es ist ein romantischer, oft abenteuerlicher Charakter, der Bergmann im Westen Amerikas. Aus aller Herren Länder ist er gekommen, alle Sprachen kann man hier reden hören, allerlei Sitten — und Unsitten — sehen. Nicht selten hat er, besonders in den Anfängen, die Gesetze in die eigene Hand genommen, und dann gab's kurzen Prozeß und kleine Advokatengebühr. Aber hinter dem rauhen Außern schlägt oft ein biederes Herz, die raue Schale



Panorama von Lead zur gegenwärtigen Zeit

Sicher ist, daß Lead dem Reisenden diesen Eindruck gibt. Es hat nicht allein eins der besten Schulsysteme im Staat Süd-Dakota und vielleicht im mittleren Westen, sondern es bietet seinen Bewohnern auch sonst viel Angenehmes und Schönes, das man in einer Minenstadt nicht immer finden würde. Vieles davon hat sie ihrem früheren Superintendenten, Wm. Grier, zu verdanken. Vieles auch Mrs. Phoebe Hoarst, die manche wohlthätige Einrichtung zum Nutzen des Volkes ins Leben gerufen hat. Dazu gehört besonders das neue „Recreation“-Gebäude. Es ist dies eine Anlage, die etwa eine Viertelmillion Dollars repräsentiert, und die dem Publikum völlig frei zur Verfügung steht. Das Gebäude ist durchweg modern und enthält allerlei Unterhaltungsräume, Gesellschaftszimmer, Turnhalle, Schwimmbad, Regelsbahnen, eine große Bibliothek mit Lesesaal, ein Theater, in dem hauptsächlich Wandelbilder gezeigt werden (gewöhnlich Bilder besseren Charakters) usw. Für die Kleinen wird ein freier Kindergarten unterhalten, für die Kranken ein Hospital. Eine ausgedehnte Wasserleitung,

birgt oft einen süßen Kern. Auch von ihm gilt wohl, was der deutsche Bergmann und Dichter, Friedrich Nobakis von dem Bergknappen singt:

„Der ist der Herr der Erde,
Der ihre Tiefen mißt
Und jeglicher Beschwerde
In ihrem Schoß vergißt.

Wer ihrer Felsenglieder
Geheimen Bau versteht
Und unberührt wieder
Zu ihrer Werkstatt geht.

Er ist mit ihr verbunden
Und inniglich vertraut
Und wird von ihr entzündet,
Als wär' sie seine Braut.

Die mächtigen Geschichten
Der längst verflohenen Zeit
Ist sie ihm zu berichten
Mit Freundschaft bereit.

Der Vortwelt heilige Rüste
Umwehn sein Angesicht,
Und in der Nacht der Klüfte
Strahlt ihm ein ew'ges Licht.

Er trifft auf allen Wegen
Ein wohlbekanntes Land,
Und gern kommt sie entgegen
Den Werken seiner Hand.

Ihm folgen die Gewässer
Hilfreich den Berg hinauf;
Und alle Felsenschlösser
Tun ihre Schätze auf.

Sie mögen sich erheben
Am Fuß um Gut und Geld;
Er bleibt auf den Gebirgen
Der frohe Herr der Welt.“

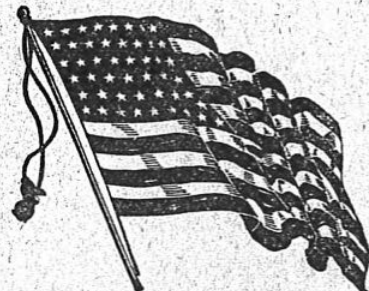


Illustrierte Chronik der Zeit



THE STAR-SPANGLED BANNER.

Oh! say can you see, by the dawn's
early light,
What so proudly we hailed at the twi-
light's last gleaming,
Whose broad stripes and bright stars,
thro' the perilous fight,
O'er the ramparts we watched, were so
gallantly streaming;
And the rocket's red glare, the bombs
bursting in air,
Gave proof thro' the night that our
flag was still there.
Oh, say, does that star-spangled banner
yet wave
O'er the land of the free and the home
of the brave.



On the shore dimly seen thro' the
mists of the deep,
Where the foe's haughty host in dread
silence reposes,
What is that which the breeze, o'er the
towering steep,
As it fitfully blows, half conceals, half
discloses?
Now it catches the gleam of the morn-
ing's first beam,
In full glory reflected, now shines on
the stream:
'Tis the star-spangled banner; oh, long
may it wave
O'er the land of the free and the home
of the brave.

And where is that band who so
vauntingly swore,
That the havoc of war and the battle's
confusion,
A home and a country should leave us
no more?
Their blood has washed out their foul
footsteps' pollution.
No refuge could save the hireling and
slave
From the terror of flight or the gloom
of the grave:
And the star-spangled banner in
triumph doth wave
O'er the land of the free and the home
of the brave.

Oh, thus be it ever when freemen shall
stand
Between their loved home and wild
war's desolation:
Blest with vict'ry and peace, may the
heav'n rescued land
Praise the Pow'r that hath made and
preserved us a nation!
Then conquer we must, when our
cause it is just,
And this be our motto: "In God is
our trust!"
And the star-spangled banner in
triumph shall wave
O'er the land of the free and the home
of the brave.

Die Ver. Staaten und Deutschland.

Leider ist nichts geschehen, das auf eine Beilegung der zwischen den Ver. Staaten und Deutschland bestehenden Zwistigkeiten hindeutet. Präsident Wilson hatte den Kongreß zu einer Extra-Sitzung auf Ende April einberufen, andererseits aber seine Absicht, als die amerikanischen Dampfer „Illinois“, „City of Memphis“, „Vigilancia“ und „Algonquin“ und ein englischer Dampfer mit amerikanischen Passagieren von deutschen Tauchbooten versenkt wurden. Er berief den Kongreß auf den 2. April ein und ging inzwischen mit den Vorbereitungen für einen möglichen Krieg weiter. Da der letzte Kongreß das Gesetz, das amerikanischen Handelsschiffen gestatten sollte, Kanonen zu führen, die nebst den erforderlichen Artilleristen von der Bundesregierung geliefert wurden, nicht erließ, fanden der Präsident und seine Ratgeber einen Weg, um das wenigstens vorläufig in einzelnen Fällen zu tun. Mehrere derart ausgerüstete Dampfer sind bereits nach Europa gefahren.

Die für die Flotte bewilligten \$115,000,000 sind benutzt worden, um eine große Masse neue Schiffe zu bestellen, namentlich kleinere, die zur Bekämpfung der Tauchboote verwendet werden können. Für die Flotte sollen 25,000 Mann angeworben werden, um die Mannschaft auf die höchste vom Gesetz erlaubte Stärke zu bringen. Viele neue Rekrutierungsbureaus wurden eröffnet und Frauen machten es sich zur Aufgabe, Rekruten zu gewinnen. Bis zum 1. April hatte der Präsident bereits 50,000 Mann Milizen unter die Waffen gerufen, deren beabsichtigte Verwendung aber noch geheimgehalten wurde. Man nahm an, daß sie zur Bewachung der Küsten, Arsenale, Straßen und wichtigen Punkte im Allgemeinen dienen sollten.

Es schien, als ob man in Washington immer noch hoffte, Deutschland werde einlenken, jedoch ist das nicht geschehen. Der Reichskanzler hat im Reichstag und im preussischen

Landtag wiederholt erklärt, daß der Unterseekrieg unerbittlich durchgeführt werden wird. Er sagt, Deutschland habe zwei Jahre lang die Ver. Staaten vergeblich gebeten, England zur Aufgabe der Blockade zu zwingen, die der Präsident und der Staatssekretär als einen großen Bruch des Völkerrechts und nicht zu verteidigen bezeichnet hätten, aber nichts sei geschehen und jetzt könne Deutschland nicht länger warten. Außerdem wies er den Vorwurf zurück, es würden Schiffe ungewarnt versenkt, weil alle Kapitäne der ganzen Welt wüßten, daß sie in dem Sperrgebiet der Versenkung ausgesetzt seien. Auf ein Nachgeben der deutschen Regierung ist also augenscheinlich nicht zu rechnen, umso weniger, als der Unterseekrieg sehr erfolgreich für Deutschland verläuft, wie weiter unten berichtet wird.

In den Ver. Staaten gab es zwei Parteien, die sich schroff gegenüberstanden. Die eine drängte mit aller Macht zum Kriege; sie bestand aus den Elementen, die Deutschland immer gehaßt haben, den Finanzleuten, die den Alliierten viel Geld geliehen haben und es nicht verlieren wollen, den Kriegslieferanten, die keine Bestellungen aus Europa mehr erhalten und nun für die Ver. Staaten arbeiten möchten, und schließlich den vielen Amerikanern, die wirklich fest überzeugt sind, daß unser Volk berufen ist, allen andern zur demokratischen Regierungsform und Republik zu verhelfen und alle Throne zu stürzen. Ihnen standen gegenüber die Pazifisten; diejenigen, welche glauben, daß die Zentralmächte im Recht sind, und endlich all die besonnenen Menschen, die sich nicht von den Leidenschaften fortreißen lassen, vielmehr glauben, daß der Krieg von den europäischen Mächten ausgefochten werden sollte und nicht die geringste Veranlassung vorliegt, dem amerikanischen Volke die damit verbundenen Opfer und Leiden aufzuerlegen. Wie es scheint, besteht vorderhand nicht die Absicht, eine Armee nach Europa zu schicken, aber man will wohl dafür sorgen, daß amerika-

nische Kriegsschiffe eine Fahrstraße nach England freihalten, wo amerikanische Schiffe mit Nahrungsmitteln und Kriegsbedarf ohne Furcht vor Tauchbooten nach England fahren können.

Sobald sich der neue Kongreß organisiert hatte, erschien der Präsident vor ihm und ersuchte ihn in einer Rede, das Land in Kriegszustand zu setzen, damit durch Amerika's Hilfe der Krieg beendet und Deutschland zur Vernunft gebracht werden könne. Er betonte, man könne Geldentschädigungen für zerstörtes Eigentum annehmen, aber nicht für Menschenleben; der Unterseekrieg sei ein Verbrechen gegen die ganze Menschheit, und Amerika werde für den Frieden und die Freiheit der ganzen Welt, das deutsche Volk eingeschlossen, kämpfen. Die Ver. Staaten kämpften nicht gegen das deutsche Volk, sondern gegen seine Regierung, die den Krieg vom Zaune gebrochen habe. Die Welt müsse für die Demokratie gewonnen werden. Auch hatte er ein paar freundliche Worte für die Deutsch-Amerikaner, auf deren Loyalität er rechne, setzte aber hinzu, illoyale Handlungen und Umtriebe würden streng verfolgt und geahndet werden.

Der Antrag, die Kriegserklärung zu genehmigen, ging nicht ganz glatt durch. Im Repräsentantenhaus konnte die Opposition ihn nicht aufhalten, weil dort die Majorität ohne weiteres entscheidet. Im Senat, wo ein einzelner Senator durch seinen Einwand die Erledigung der Geschäfte verhin- dert kann, dauerte es länger. Die Senatoren La Follette und Cooper von Wisconsin, Warman von Mississippi, Norris von Nebraska und Stone von Missouri bekämpften das Vorgehen des Präsidenten in sehr scharfen Worten als falsch und ungerechtfertigt. La Follette namentlich ist alles Mögliche, um die Abstimmung zu verzögern. Schließlich wurde aber der Kriegszustand erklärt und Vorkehrungen getroffen, um das Land in Kriegsbereitschaft zu setzen. Da indessen Deutschland auch jetzt noch erklärte, es werde von der Kriegserklärung keine Notiz nehmen und keinen feindseligen Akt gegen die Ver. Staaten ausüben, so ist auf wirkliche Kämpfe zunächst nicht zu rechnen.

Die russische Revolution.

Nach mehrtägigen Unruhen in St. Petersburg und anderen großen Städten, die hauptsächlich durch den Mangel an Nahrungsmitteln entstanden, und blutigen Kämpfen zwischen dem Volke, der Polizei und den Soldaten, gingen die letzteren zu den Aufrehrern über und es gelang der sogenannten liberalen Partei, die Regierung zu stürzen. Der Zar hatte beabsichtigt, die Duma aufzulösen und ohne sie weiter zu regieren; dazu kam der vollständige Zusammenbruch des Transportwesens im ganzen Lande, der eine förmliche Hungersnot herbeiführte. Die Entrüstung gegen die Regierung wurde so stark, daß ein Umsturz immer wahrscheinlicher schien, und da der Zar im Verdacht stand, einen Separat-Frieden schließen zu wollen, und außerdem die Gelegenheit günstig war, sich der Regierung zu bemächtigen, lieferte der englische Gesandte Buchanan in Petrograd die erforderlichen Geldmittel und die Revolution kam zustande. Der Zar mußte abdanken, wurde gefangen gesetzt und soll seitdem entflohen sein; dem Großfürsten Nikolaus wurde sein militärisches Kommando genommen und alle Mitglieder der kaiserlichen Familie waren gezwungen, auf ihre Rechte und Güter zu verzichten. An die Spitze der neuen Regierung trat als Premierminister Fürst Lvov und Professor Paul N. Miljukoff übernahm die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten. Alle diese Männer und die Regierungen wie die Presse der Alliierten erklärten mit Nachdruck, die Revolution hätte nur den Zweck, den Krieg mit mehr Nachdruck zu führen, und das werde jetzt seitens der neuen russischen Republik geschehen.

In Wahrheit wird es wohl anders werden. Ein Land wie Rußland, wo über 75 Prozent der Einwohner weder lesen noch schreiben können, kann sich nicht so leicht in eine freiheitlich organisierte Republik mit allgemeinem Stimmrecht verwandeln. Es werden Monate vergehen, bis das ganze Land von der Revolution hört, und man wird nicht

ohne weiteres der liberalen Partei die Führung überlassen. Sozialisten, Anarchisten und andere Parteien werden sie an sich zu reißen versuchen. Der Zar war das Haupt der Kirche und der Russe ist in seiner Art tief religiös. Wie die Armee sich zu der neuen Ordnung stellen wird, ist noch nicht bekannt, jedoch ist wahrscheinlich, daß nicht nur viele Soldaten, sondern auch hohe Offiziere nicht mit der Umwälzung zufrieden sind. Die Russen bilden ja keine Nation, sondern die Bevölkerung besteht aus einer Masse ganz verschiedenen gearteter und denkender Stämme. Ferner wird es auch der neuen Regierung nicht möglich sein, die Verteilung der Lebensmittel richtig vorzunehmen. Sie kann schnell die Vorräte verteilen, die an einzelnen Stellen aufgehäuft waren, dann aber wird es ihr wie ihrer Vorgängerin gehen. Die Eisenbahnen sind durch den Krieg abgenutzt und unzulänglich geworden und müssen nach wie vor zur Versorgung der Armee dienen. Eine Reorganisation der Verwaltung ist unmöglich, denn das Personal dazu ist nicht da. Nicht nur die alte Regierung war korrupt, sondern in Rußland ist alles korrupt. Es ist ausgeschlossen, daß sich die Regelung der neuen Verhältnisse glatt und ruhig vollzieht; es ist vielmehr wahrscheinlich und so gut wie sicher, daß zunächst ein Chaos entsteht, aus dem sich die Zukunft erst in Jahren entwickelt. Unter diesen Umständen ist die Kräftigung des Krieges ein Ding der Unmöglichkeit, und Rußland wird entweder Frieden schließen müssen, ob es will oder nicht, weil keine Regierung gleichzeitig einen äußeren und einen inneren Feind bekämpfen kann, oder es wird sich auf einen ganz schwachen Abwehrkrieg beschränken. Das Letztere ist zunächst wahrscheinlich, und es bleibt den Zentralmächten überlassen, ob sie desto hartnäckiger angreifen und tiefer nach Rußland hineindringen, oder an der jetzigen Linie mit schwächeren Streitkräften beharren und die frei gewordenen Truppen anderweitig verwenden wollen. Jedenfalls, das kann nicht scharf genug betont werden, ist die russische Revolution kein Vorteil für die Alliierten, sondern im Gegenteil für die Zentralmächte, denn dadurch wird einer ihrer stärksten Gegner ohnmächtig gemacht.

Der Unterseekrieg.

Nach den amtlichen Berichten der deutschen Admiralität haben die Tauchboote der Zentralmächte im Februar Schiffe mit über 800,000 Tonnengehalt versenkt. Angesichts der Tatsache, daß der Februar ein kurzer Monat war und die neutralen Schiffe, die England Material und Nahrungsmittel zuführten, sehr bald zuhause blieben, nachdem sie erkannten, daß es Ernst wurde, ist das eine großartige Leistung. Sie ist im März noch bedeutend übertroffen worden. Wie schmerzlich diese Kriegführung für die Engländer ist, geht daraus hervor, daß die Führer der Parteien sich nicht mehr scheuen, offen einzugestehen, so ginge es nicht weiter. Der Premierminister Lloyd George, sein Vorgänger Asquith, der Marineminister Carson, Admiral Beesly und Andere haben im Parlament offen zugestanden, daß die Gefahr sehr groß ist und die Lage kritisch wird. Die Lebensmittel sind knapp geworden und gehen ihrem Ende entgegen, die Versorgung der auf dem Festlande kämpfenden Truppen wird schwieriger und die Anfertigung von Waffen und Munition ist bedroht, weil viele zu ihrer Herstellung erforderlichen Stoffe, wie z. B. Ferromangan für die Stahlfabrikation, in England nicht gefunden werden.

Der deutsche Kreuzer „Möwe“ ist von seiner zweiten Kreuzfahrt im atlantischen Ozean glücklich heimgekehrt, hat also viermal die englische Blockade passiert. Seine Beute bestand in 27 Schiffen von beinahe 10,000 Tonnen. Kaum war bekannt, daß die „Möwe“ zuhause ist, da kam die Kunde, daß wieder ein deutscher Kreuzer, der „Seeadler“, in der Gegend von Westindien sein Wesen treibt und schon elf Schiffe versenkt hat. Und sogar im indischen Ozean sind englische Handelschiffe in den Grund gebohrt worden, während im Stillen Meere ein japanisches Kriegsschiff ver-

(Schluß auf Seite 14)

Plauderei mit unseren Leserinnen

Sei fröhlich, mein Kind!
Die Jugend verrinnt,
Ach, leider nur allzu geschwind.
Die spätere Zeit
Gält Kummer bereit
Und Sorgen und Trübsal und Leid.
Geitemayer.

Wir Alten wollen auch noch fröhlich sein und unsere Zeit nicht ganz von Trübsal und Leid erfüllen lassen. Des Lebens Mai ist für uns wohl verblüht, aber seine Freuden klingen und singen noch in unseren Herzen nach und erfreuen und wärmen das Herz wie der erste Sonnenstrahl, der an einem hellen Morgen sanft zitternd durch die Fenster Scheiber bringt und uns verkündet, daß wieder ein Tag angebrochen ist, den uns das Schicksal schenkt. Insofern ist es freilich anders geworden, als wir nicht mehr wild in das Leben hineinstürmen ohne an ein Ende zu denken; wir rechnen jetzt immer heimlich nach, wie lange wir wohl noch hier weilen dürfen und was wir noch zu vollbringen imstande sein werden. Das kommt so mit den Jahren, denn den goldenen Leichtsin, der nicht an den morgenden Tag denkt, kann sich niemand bis in die Zeit bewahren, wo das Haar grau wird und die Gedanken sich auf eine lange Vergangenheit richten. Wer es tut, der hat vom Leben nichts gelernt und ist nicht reif geworden. Aber soviel soll doch bei jedem davon zurückgeblieben sein, daß er wenigstens auf ein paar Stunden alles, was ihn drückt und ihm Sorge macht, vergessen kann, und dazu ist nun namentlich der Ranz und der Maimonat angetan, wenn es wieder warm und wohllich um uns wird, die Augen soviel Schönes sehen und liebliche Düfte die Lüste erfüllen.

Die Dichter aller Zeiten haben den Mai besungen, aber am liebsten scheinen uns Deutschen die schwermütigen Lieder zu sein, die davon sprechen. Man sagt scherzhaft, daß wenn die Deutschen recht lustig sind, sie den Sang anstimmen, in dem sie sich darüber wundern, daß sie so traurig sind, aber ein Korn Wahrheit ist dabei. In der Schule bitten wir den lieben Mai, er solle kommen und die Erde wieder grün machen, kaum sind wir aber darüber hinaus, so holen wir die letzten roten Astern herbei und wollen davon reden, wie es „einst im Mai“ war. Wahrscheinlich, wir Deutsche sind ein wunderliches Volk! Wer nichts von uns wußte, als die wehmütigen Volkslieder, die wir so gerne singen, selbst wenn wir zu löblichem Tun versammelt sind, und die ernstlichen Gespräche, die wir so gerne führen, der müßte uns für recht traurige Menschen halten, die aller Freude entsagen und sich nur wohl fühlen, wenn es ihnen so recht schlecht ergeht! Dabei können wir uns aber wieder so herzlich des Lebens freuen und ihm soviel wirklichen und echten Genuß abgewinnen, wie kaum ein anderes Volk. Außerordentlich sind wir mißunter etwas ernster und schwerer, als andere Menschenstämme, aber das scheint eigentlich nur so, weil wir eben immer gewohnt sind, den Blick nach innen zu richten und niemals so an der Oberfläche dahin zu tänzeln, wie leichtblütigere Völker es tun. Das führt wieder dazu, daß wir viel tiefer empfinden und etwas für das Gefühl haben müssen, aber nicht für das leicht-erregbare, das gleich die Tränen hervortreibt, sie aber auch ebenso schnell trocknet, sondern vielmehr etwas, das unser ganzes Sinnes und Trachten gefangen nimmt. Deshalb vermögen wir nicht nur so treu zu lieben und so gute Freunde zu sein, sondern auch so bitter zu hassen. Wir spielen mit dem Leben nicht, wir widmen ihm unsere ganze Kraft und wir sind bemüht, alles, was es bietet, aus ihm heraus zu holen, selbst wenn wir es uns dadurch nicht leichter machen, sondern viel schwerer.

Aus allen diesen Gründen versenken wir uns auch gern in die Vergangenheit. Der Deutsche kennt, allgemein gesprochen, die Weltgeschichte besser, als irgend ein anderer.

Was uns lange fehlte, waren Geschichtsschreiber, die uns das, was in der Vergangenheit vorgegangen war, in anziehender Form schildern konnten, sodaß ihre Bücher nicht nur von den Gelehrten, sondern von dem ganzen Volk gern gelesen wurden. Sie schrieben recht trocken, und namentlich die Engländer verstanden es, Geschichte volkstümlicher zu schreiben, ohne deshalb oberflächlich und ungenau zu werden, oder der Anekdote mehr Wichtigkeit beizulegen, als den Tatsachen. Ein glänzendes Beispiel dafür bildet Thomas Carlyle's Lebensgeschichte Friedrichs des Großen, die leider in des Verfassers eigenem Vaterlande nicht genügend gewürdigt und studiert worden ist, die aber jeder Deutsche lesen sollte. Seitdem ist es auch in dieser Beziehung, wie in so vielen anderen, in Deutschland unendlich besser geworden, und die moderne deutsche Geschichtsschreibung hat alle Trockenheit verloren und ist so interessant geworden, wie das nur möglich ist.

Doch das ist nur nebenbei. Wenn der Mensch älter wird und nicht mehr so leicht neue Eindrücke aufnimmt und wenn es ihm schwerer wird, andauernd nachzudenken und frisch auftauchende Fragen zu lösen, beschäftigt er sich wieder mehr mit der eigenen Vergangenheit. Vorfälle aus der Jugend und der Kindheit, die längst vergessen waren, tauchen auf einmal aus der Tiefe wieder auf und stehen so lebhaft vor seinen Augen, als ob er sie eben erlebt hätte. Das ist überall so, aber bei dem Deutschen doch wohl stärker ausgeprägt, weil er soviel mehr Gefühl und Pietät besitzt. In erhöhtem Maße macht es sich jetzt bei uns Deutsch-Amerikanern bemerkbar, weil wir doch die Gedanken an die Not und die Sorge um unsere alte Heimat nicht kahlen können. Mehr als je richtet sich der Sinn dorthin, unter immer größeren Schmerzen krampft sich das Herz zusammen angesichts der schrecklichen Möglichkeiten, die die nahe Zukunft bergen mag. Wir können uns nur immer mit der Hoffnung trösten, daß sich doch noch alles zum Besten wenden werde.

Nun fehlt uns gerade in dieser Zeit manches, woran wir uns gewöhnt hatten. Seit zwei Jahren bekommen wir wenige Zeitungen und gar keine Bücher mehr aus Deutschland. Nur ganz unvollkommen erhalten wir Kenntnis davon, was sie dort drüben denken und vollbringen. Auch den hiesigen Zeitungen wird es schwer, sich mit den Romanen und Erzählungen zu versorgen, die sie brauchen. Wer nicht ohne die gewohnte Lektüre bleiben will, der muß schon auf das zurückgreifen, was vor langer Zeit geschaffen wurde. Und er wird es nicht bereuen, er wird im Gegenteil Genuß daraus schöpfen, zu sehen, daß vor zwei und sogar drei Generationen doch recht vieles geschrieben wurde, das sich heute noch lesen läßt und ruhig den Modernen zur Seite gestellt werden kann, ja sie in vieler Beziehung sogar übertrifft. Es ist vergessen, aber nicht veraltet; seit langer Zeit nicht mehr beachtet worden, aber enthält doch noch einen Hauch von Frische, der uns kräftigend anmutet. Es hat einmal in der deutschen Literatur eine Uebergangszeit gegeben, die sich mit Vorliebe in ungewöhnlichen und nicht selten unschönen, oft sogar anwidernsten Stoffen und Schilderungen gefiel, und wenn sie auch vorüber ist, so sind doch immer noch Spuren von ihr vorhanden. Daß daraus dann in der neuesten Zeit unendlich viele schöne Dinge entstanden sind, wissen wir alle, aber die Jungen unter uns wissen nicht und die Alten haben vergessen, was für unendlich viele prachtvolle Dichtungen die wenig mehr als ein halbes bis ein ganzes Jahrhundert zurückliegende deutsche Literatur enthält. Dabei meinen wir nicht etwa die Klassiker, von denen wir in der Schule gehört haben, sondern die vielen anderen Dichter, die unsere Großeltern und zum Teil auch noch unsere Eltern erquideten und erfreuten haben, die aber heute kaum noch dem Namen nach bekannt sind. Um nur

zwei Beispiele zu nennen: jede sinnige Natur wird Gefallen und Genuß aus Waldberg's Stifter ziehen, und wer etwas herbere Kost, wünscht, suche die Romane von Theodor Mügge zu bekommen.

Das sind, wie gesagt, nur zwei Namen, aber in Amerika liegen sicherlich noch unzählige Bände guter und schöner Bücher, die vor vielen Jahren ins Land gebracht wurden und nun ungelesen bleiben. Es ist der Mühe wert, sie aufzuschlagen und darin zu blättern, irgendwo wird jeder etwas finden, das ihm zusagt; er wird seine Freude daran haben und von neuem erkennen, wie überreich die deutsche Literatur an guten und feinen Sachen ist, so reich, daß wir verschwendend damit umzugehen pflegen und trotzdem nichts verlieren. Ihr, die ihr euch eure deutschen Herzen bewahren wollt, entschuldigt euch nicht damit, daß ihr die Verbindung jetzt nicht aufrecht erhalten könnt, weil nichts Neues hierher kommt; glaubt es nur, es ist genug hier vorhanden, das ihr mit Mut und Frommen lesen könnt.

Wir haben ja hier nichts mit der Politik und dem, das damit zusammenhängt, zu tun. Wir wollen uns wenigstens einige Stunden bewahren, wo wir fröhlich und guten Mutes sein können, um uns für die schwereren zu stärken. Da hilft uns, die wir keine lange Zukunft mehr vor uns sehen und keine Pläne mehr schmieden können, das Versenken in die Erinnerung wie ein erfrischendes und beruhigendes Bad. Wir vergessen dabei des Tages Ungemach und Plage, wir werden uns neu bewußt, daß wir tüchtige Menschen gewesen und innerhalb unserer Kräfte noch sind; und wir blicken dem, was kommen mag, gefaßt und fest in das Auge, voll der festen Zuversicht, daß der neue Frühling immer wiederkehrt, auch für die so schwer geprüften Völker, und daß neues Leben aus den Wunden sprießen und die tiefsten Narben mit frischem Grün und bunten Blüten verdecken wird. Das ist das unabänderliche Schicksal dieser Welt, solange sie besteht, und deshalb darf der Mensch die Hoffnung und den Frohsinn nie ganz aufgeben.

Praktische Handarbeiten für Kinder

Eine Neuerung im öffentlichen Schulunterricht

In den öffentlichen Schulen von Cincinnati haben einige Lehrerinnen in den regulären Unterrichtsplan auch Anleitungen zum Ausbessern und zur Instandhaltung der eigenen Kleider aufgenommen. Sie gehen von der Ansicht aus, daß ihnen das im späteren Leben von großem Nutzen sein dürfte, und gegenwärtig viel dazu beitragen wird, den Müttern die Arbeit zu erleichtern, wenn die Kleinen auf diese Weise das Ausbessern lernen und dazu angehalten werden. So wurde denn dieser Kursus mit Anleitung zum Strümpfstopfen begonnen. Die Kinder wurden beauftragt zerrissene Strümpfe von zu Hause mitzubringen. Jedes Kind erhielt dann einen Stopfpilz, einige Stopfnadeln und Stopfgarn. Manche der kleinen Mädchen sind schon so geschickt im Stopfen geworden, daß sie übernommen haben die Strümpfe ihrer kleinen Geschwister in Ordnung zu halten.

Auf unserer Abbildung sehen wir, wie fleißig und mit welchem Eifer die Kleinen bei der Arbeit sind. Die Lehrerin, Fräulein Ida Wheeler, bemerkt: „Ich bin überzeugt, daß unsere jungen Mädchen alle Hilfe, die wir ihnen anbieten lassen können, im späteren Kampf mit dem Dasein, bei den immer steigenden Kosten des Lebensunterhaltes werden brauchen können. Sie werden bessere Hausfrauen und Mütter werden, wenn wir ihnen lehren, wie man die Sachen durch richtige Instandhaltung gehörig ausnützen kann, als ihnen Anleitungen im Nähen von eleganten Kleidern oder in der Zubereitung von kostspieligen Leckerbissen zu erteilen. Später werde ich noch eine Klasse im

Kochen einrichten lassen, in der meine Schülerinnen lernen werden, wie man übrig gebliebene Speisen wieder zu appetitlichen und gut schmeckenden Gerichten verwenden kann. Ich bin der Ansicht, daß man alles Vorrätige vollkommen ausnützen soll, ehe man zu etwas neuem übergeht“. Daß diese Neuerung sich zur Nachahmung in allen Schulen empfehlen dürfte, wird wohl allgemein anerkannt werden. Es heißt nicht umsonst: „Jung gewohnt, alt getan“.

Es wird den Kindern auch durch Uebertragung solcher Pflichten das Verantwortlichkeitsgefühl geweckt und es ist auch angebracht, sie in Bezug auf die pekuniären Verhältnisse der Familie zu unterrichten, daß sie wissen, daß Sparsamkeit bis zu einem mehr oder minder hohen Grade nötig ist, daß man durch ehrliche, oft schwere Arbeit verdientes Geld nicht vertut, sondern sich nach der Decke streckt und an die Zukunft denkt. Man lasse die Kinder, wenn es eine Einschätzung irdischer Güter gilt, nie über, sondern unter sich sehen; höher sollen sie nur sehen, wenn es sich um geistiges Streben handelt.

Für die Entwicklung des Gemüts der Kinder wäre es ja gewiß sehr schön, wenn man ihnen die Kenntnis von Geld und Geldwert recht lange fernhalten könnte. Der Zweck der Erziehung ist jedoch, das Kind fürs Leben heranzubilden, und deshalb ist es notwendig, dem heranwachsenden Kinde nach und nach Einblick in die Güter dieser Erde zu gewähren. Geht so das gute Beispiel der Eltern mit praktischer Anleitung Hand in Hand, so hat die Erziehung das Mögliche getan.



Photo by Boston News Co.

Kinder einer öffentlichen Schule in Cincinnati lernen Strümpfe zu stopfen

Illustrierte Chronik der Zeit

(Schluß von Seite 11)

Ioren ging. Gleichzeitig haben zwei deutsche Schiffe mit Waffen und Munition Deutsch-Ostafrika erreicht und die dort kämpfenden Deutschen in den Stand gesetzt, ihren Widerstand fortzusetzen.

Der Rückzug im Westen.

An der westlichen Front sind keine Gefechte von Bedeutung vorgekommen, aber von großer Wichtigkeit war eine, augenscheinlich lange vorbereitete Rückwärtsbewegung der deutschen Truppen. Die Front, die beinahe einen rechten Winkel mit der Spitze zwischen Rohon und Compiègne bildete, ist durch Zurücknahme des nach Nordwesten laufenden Schenkels abgerundet worden und läuft jetzt etwa von einem Punkte östlich von Arras über Cambrai und St. Quentin nach der Aisne nördlich Soissons. Die Städte Bapaume und Peronne wurden aufgegeben. Die von der deutschen Heeresleitung für diese Bewegung angegebenen Gründe sind so plausibel, daß man sie ohne weiteres als richtig anerkennen darf. Die Alliierten hatten dort alles für eine große Offensive im Frühjahr vorbereitet; wie im letzten Jahr riesige Massen von Kanonen und Munition angehäuft, Verbindungsstraßen gebaut, Deckungen für große Truppenmassen angelegt und sonstige Maßregeln getroffen, um bei Eintritt günstigen Wetters einen neuen Vorstoß mit ganz kolossalen Mitteln zu unternehmen. Diesen Plan können sie nun nicht ausführen, denn erst müssen sie alle die Arbeiten, mit denen sie den ganzen Winter beschäftigt waren, noch einmal weiter vorn vornehmen, weil jetzt ihre Batterien, Munitionsdepots, Verschanzungen u. s. w. viel zu weit von der neuen deutschen Linie entfernt sind, um bei einem Angriff verwertet werden zu können. Dann ist der ganze, mindestens zehn englische Meilen breite Streifen von den deutschen Truppen in eine Einöde verwandelt worden. Gebäude, Wälder, Dämme und andere Gegenstände, die den freien Ueberblick hindern, wurden zerstört und sogar stellenweise Hügel abgetragen. Ein Vorstoß kann daher nicht aus nächster Nähe unternommen werden und der Angreifer kann nicht bis dicht vor den Linien des Feindes gedeckt bleiben. Er muß über freies Feld vorgehen, wo er aus weiter Ferne beobachtet und dem wirksamen Artilleriefeuer ausgesetzt werden kann. Außerdem ist die deutsche Front etwas verkürzt worden. Die Tatsache, daß die Deutschen etwas Gelände aufgegeben haben, spielt gar keine Rolle, denn ob sie ein paar hundert Quadratkilometer französischen Bodens mehr oder weniger im Besitz haben, bedeutet rein nichts. Es hat nicht viel Zweck, sich über die weiteren Pläne der deutschen Heeresleitung den Kopf zu zerbrechen, denn davon erfährt man nichts. Es ist nicht unmöglich, daß die Linien noch weiter zurückgenommen werden, um den Winkel, den die Front bildet, noch mehr abzurunden, und es ist auch denkbar, daß an irgend einer Stelle ein Durchbruch versucht wird. Heftige deutsche Angriffe in der Champagne und westlich von Verdun, die den berühmten Hügel 304 ganz in deutschen Besitz brachten, mögen Anfänge von Vorwärtsbewegungen an diesen Punkten sein, oder auch nur dazu geeignet haben, die Aufmerksamkeit des Feindes abzulenken. Jedenfalls wurde der Rückzug in ganz meisterhafter Weise ausgeführt. Franzosen und Engländer bemerkten weder die Vorbereitungen noch die Ausführung und überschütteten die aufgegebenen Stellungen oft stundenlang mit furchtbarem Trommelfeuer, um dann einen Sturm zu unternehmen und niemanden mehr zu finden. Nur ganz schwache Abteilungen mit wenigen Maschinengewehren wurden an einzelnen Punkten zurückgelassen, um den Feind zu täuschen. Ganz besondere Aufmerksamkeit verdient die Tatsache, daß die feindlichen Flieger von dem Zurücknehmen der Front, das noch so lange dauerte, nicht das Geringste bemerkten und es erst gewahr wurden, als sie ausfanden, daß sie unverteidigte Stellungen mit großer Bravour erobert hatten. Das ist ein

untrüglicher Beweis für die Ueberlegenheit der deutschen Flieger über die der Alliierten.

Das östliche Europa und Asien.

In Rußland hat erst die grimmige Kälte und dann das Tauwetter, welches das Gelände in Sümpfe und flache Seen verwandelte, größere Operationen unmöglich gemacht. Nachdem der versuchte Angriff der Russen bei Riga abge schlagen war, errangen die Verbündeten aber Vorteile an vielen Punkten der langen Front, namentlich bei Baku, Novorossiysk und Tarnopol. Wie schon oben erwähnt, werden die Operationen hier wohl hauptsächlich von der politischen Entwicklung in Rußland abhängen.

An der rumänischen Front ist es aus denselben Gründen still geblieben. Nur in den östlichen Gebirgstälern der Karpathen, durch welche die vielen Nebenflüsse des Sereth fließen, haben die Kolonnen der Verbündeten sich langsam vorwärts gearbeitet, und stehen jetzt dicht bei Orna am Trotus-Fluß. Hier dürfte das Frühjahr ein allgemeines Vorgehen bis zur Sereth-Linie bringen.

In Mesopotamien haben die Engländer neue starke Kräfte ins Gefecht geführt, die Türken zurückgeworfen und Bagdad besetzt. Gleichzeitig scheinen die Russen in Persien Fortschritte gemacht zu haben, und ein englisches Heer ist von Egypten her in Palästina eingefallen. Die Nachrichten, die von diesem Kriegstheater kommen, sind so kurz und unbestimmt, daß sich kein Bild von der Bedeutung dieser Operationen machen läßt.

Andere Begebenheiten.

Die Republik China hat plötzlich die diplomatischen Beziehungen mit dem deutschen Reich abgebrochen, und die eigentlichen Ursachen sind noch nicht aufgeklärt. Es ist klar, daß dieses ohnmächtige Land sich dem gemeinsamen Drängen Japans und Englands gefügt hat. Japan will die deutschen Konzessionen in China an sich reißen und überhaupt das Land vollständig unter seine Oberhoheit bringen, und England war seit langer Zeit die deutsche Gesandtschaft in Peking ein Dorn im Auge. China hat die Entschädigung für das bei der Borer-Revolution 1900 zerstörte deutsche Eigentum seit Beginn des Krieges an den deutschen Gesandten gezahlt, und von ihm wird das Geld nicht gerade so verwendet worden sein, wie es England gefiel. Also mußte ein Weg gefunden werden, um dies zu verhindern. Auf den Verlauf des Krieges wird dieser Schritt kaum einen Einfluß ausüben.

In Frankreich wurde nach langen politischen Kämpfen das Ministerium Briand gestürzt. Dieses Ereignis war der erste Erfolg der Elemente, die mit der Regierung und der Leitung des Krieges unzufrieden sind. Eingeweihte wollen wissen, daß der Sturz Briand's nur der Vorläufer der Absetzung des Präsidenten Poincaré ist. Unzufriedenheit sind die Parteien, die die Regierung über den Haufen werfen möchten, stärker als je zuvor, und es gährt in ganz Frankreich. An Briand's Stelle ist Alexandre Ribot getreten, der immer ein Träger des Rebanche-Gedankens und des Bündnisses mit Rußland gewesen ist.

Aus Italien werden schwere Unruhestörungen, verursacht durch Mangel an Lebensmitteln in vielen Städten, aber auch politischer Art, gemeldet. Der Tauchboot-Krieg macht sich auch in Italien fühlbar, das ja auf die Zufuhr von Getreide aus anderen Ländern angewiesen ist.

Der weltberühmte Verbohrer des leichten Luftschiffes, Graf Zeppelin, ist im Alter von 78 Jahren gestorben. Er war 1878 geboren, wurde württembergischer Kavallerie-Offizier, machte den amerikanischen Bürgerkrieg mit und führte 1870 den großartigen Rekognoszierungszug durch das Elsaß aus, der die Erfolge der kaiserlichen Armee bei Weißenburg und Wörth erleichterte. Er nahm 1900 den Abschied als General, um sich ganz der Konstruktion von Luftschiffen zu widmen. Nach vielen Enttäuschungen herbster Art fand er das beste System starrer Konstruktion, und was er damit erreicht hat, braucht kaum erzählt zu werden.

Erinnerungen einer Hausfrau

Tagebuchblätter von Gesina Lucht



ein liebes Kind! Du schreibst mir, daß Du, nun wo Du selber jung und glücklich verheiratet bist, wie genug von meinen Erlebnissen als junge Hausfrau hören könntest. Dir wäre das alles jetzt doppelt so interessant. Obwohl Du Deinem Gatten in die Großstadt gefolgt bist, und ich mein ganzes Leben fast auf dem Lande verbracht habe, so gibt es in den Erlebnissen und Erfahrungen junger Frauen doch sehr viel Gemeinsames, und Du hast recht, wenn Du sagst, Du könntest in vieler Beziehung für Dich aus so manchem, was ich erlebt habe, einen Nutzen ziehen für Deine wirtschaftliche Tätigkeit.

Als ich vor kurzem die alljährliche große Frühlingsreinigung vornahm, wobei alles, was im Hause nicht nützlich und magelhaft ist, draußen vor der Freitreppe auf dem frisch grünenden Rasenplatz stand, um gebürstet, geklopft und ausgewettert zu werden, wie Deine Großmutter das immer nannte, da fand ich im Fach eines alten Schrankes ein Tagebuch, das ich als junge Hausfrau geführt habe. Und in der ersten freien Stunde, nachdem das Großreinemachen glücklich vorbei war, die alten, lieben Möbel wieder an ihren gewohnten Plätzen standen, die frischgewaschenen Gardinen wieder aufgesteckt waren, und die Sonntagsnachmittags-sonne hell und freundlich die knospenden Büsche unter den Wohnzimmerfenstern beschien, da blätterte ich im alten, schon ein wenig vergilbten Heft. Von seinem Inhalt will ich Dir, mein liebes Kind, nun ein wenig vorplaudern.

Fast schämte ich mich, es einzusehen: als ich heiratete, verstand ich kaum einen richtigen guten Kaffee zu kochen. Solange meine Schwiegermutter noch am Leben war und die Wirtschaft leitete, ging alles in dieser vortrefflich; die liebe, alte Frau beging aber einen großen Fehler: sie wollte alles selber machen, aus Furcht, ich könnte es in meiner gemachten Unerfahrenheit falsch angreifen. Daß nur, mein gutes Kind, davon verstehtst du nichts, hieß es immer wieder. Ich habe mir das gemerkt und Dich anders erzogen. Du würdest auch als Hausfrau auf dem Lande Deinen Platz ausfüllen. Viele Mütter und Schwiegermütter meinen aber, ihren Töchtern und Schwiegertöchtern zu wenig zutrauen zu dürfen. Sie täten jedoch weit besser daran, Anfängerinnen getrost ihre Erfahrungen machen und ihr Lehrgeld zahlen zu lassen. Als nun die herrliche alte Frau, meine Großmutter, die mir wie eine liebliche Mutter war, in ein paar Tagen von einer tödlichen Krankheit dahingerafft wurde, da stand ich ziemlich hilflos da an der Spitze eines großen Haushaltes und fühlte mich meinen Leuten gegenüber grenzenlos unsicher. Nach kurzer Zeit kündigte mir denn auch die Wirtschaftsmamsell — das neue Regiment behagte ihr nicht. Nun hieß es für mich, alles selber entscheiden und einrichten. Was habe ich da in jener ersten Zeit meines Wirkens in Küche und Keller, in Wäschkammer und Plättstube heimlich Tränen vergossen! Dein Vater tröstete mich oft lachend: ich solle es bloß nicht so schwer nehmen.

Du bist auf dem Lande aufgewachsen, mein Kind, Du hast an allem, was da so im Wirtschaftsjahr passierte, immer auch Deinen Anteil genommen, weißt Du noch: wenn im Frühjahr das Vieh aus den Ställen zum erstenmal hinaus auf die Weide getrieben wurde, dann kießt Du, zum hellen Ergötzen Deines Vaters, der immer behauptete, daß an Dir ein wilder Wube verloren sei, eine lange, schwankende Weibengerte schwingend, mit den Kindern des Ruchhirten hinter den vor Vergnügen wie toll galoppierenden Tieren drein — Wir aber, dem Stadtkinde, pochte anfangs das Herz bis in den Hals hinauf, wenn ich als junge Gutsfrau den Ruchstall betrat, und ich fürchtete mich lange Zeit hin-

durch vor den Tieren, die da an ihren leise klirrenden Ketten standen. Und viel lieber hätte ich mich — wie mein altes Tagebuch mir getreulich berichtet — mit irgend einer hübschen feinen Handarbeit in den Garten unter die blühenden Apfelbäume gesetzt, anstatt das Buttern zu überwachen. Und eine große Angst hatte ich als ganz junge Frau vor Besuchen aus der Nachbarschaft. Die Güter liegen bei uns ja doch so dicht beieinander, und wo man sich zu Fuß erreichen kann, sind unerwartete Gäste keine Seltenheit. Und immer wieder vergaß ich es, darauf zu achten, daß etwas Kuchen vorrätig war. Man konnte doch seinen Gästen nicht einfach Landbrot mit Butter zum Kaffee vorsetzen! Manchmal habe ich's doch tun müssen und mich deswegen geschämt. Deine Großmutter hatte einen Wahlspruch, der lautete: „Sorge in der Zeit, so hast du in der Not.“ Den sollte eine jede Hausfrau, ob jung oder alt, ob auf dem Lande oder in der Stadt, zu dem ihren machen.

Vornehmlich aber auf dem Lande gilt es in vielen Dingen, beizeiten vorzusehen. Meine Nachbarinnen sind, wie Du ja weißt, sehr lieb und freundlich; die alte Frau M., die nun schon längst tot ist, hatte immer ordentlich Mitleid mit mir, wenn sie merkte, wie aufgeregt und unsicher ich war bei unerwarteten Besuchslüberfällen, wie sie das nannte, „Kindchen“, sagte sie mir einmal, „das legt man alles mit der Zeit ab; nachher nimmt man's sogar gelassen hin, wenn drei Vierpänner mit Gästen unerwartet ankommen, und man gerade nur noch eine halbe Kalbskeule oder so etwas Ähnliches in seiner Speisekammer vorrätig hat.“ Ja, die Gelassenheit habe ich mir denn auch nach und nach angewöhnt, aber ebenso habe ich das rechtzeitige Vorsorgen gelernt. Und der lieben Frau M. danke ich viel. So viele junge Frauen erschweren sich manches, weil sie es unter ihrer jungen hausfraulichen Würde halten, von Erfahrenen Ratsschläge anzunehmen. Und kein Kochbuch, kein Haushaltungsbuch, so praktisch es auch sei, lehrt soviel wie ein guter Rat, der von einer tüchtigen Hausfrau einer noch unerfahrenen erteilt wird. Ich war, Gott sei Dank, nicht zu stolz, oder — richtiger gesagt — nicht so töricht, um nicht so manchem mir aus gutem Herzen erteilten wirtschaftlichen Rat gern anzunehmen.

Wenn Du mir, mein liebes Kind, in Deinen Briefen Eure Wirtschaft in der Großstadt schilderst, so schüttle ich oft meinen alten Kopf, wenn ich darüber nachdenke, wie wundervoll bequem Ihr das alles jetzt habt, Ihr jungen Frauen von heute. Bei uns auf zahlreichen Landgütern hat ja auch bereits moderner Komfort seinen Einzug gehalten; aber in so manchem alten Gutshaus fehlt es doch noch an vielem, was Euch zu Eurem Behagen unerlässlich erscheint. Dich, mein Kind, nehme ich aus; ich weiß, Dein altes Elternhaus ist Dir ohne Zentralheizung und elektrisches Licht genau so lieb wie früher, wo Du nichts Anderes kanntest.

Ich würde mich nicht halb so glücklich hier auf dem Lande fühlen, wenn ich's, wie ich schon sagte, nicht gelernt hätte, auch den einfachsten Dingen ihre Sonntagsseite abzugewinnen. Das soll und muß man aber auch als Großstädterin! Man darf dort auch die schlichten Dinge nicht übersehen, obgleich sich einem dort so unendlich Manigfaltiges vor die Augen drängt. Wenn ich vor Deinen Blicken, in Deinem Kopf und Deinem Herzen die Ereignisse gleichsam überstürzen, mein liebes Kind, dann denke an Dein altes, einfaches Elternhaus, an die Ruhe und den Frieden, die auf dem Lande herrschen, und Du wirst Dich leichter in manchem Wirrsal, das Dich in den ungewohnten Verhältnissen der neuen Umgebung überfällt, zurechtfinden.

Es grüßt Dich vielfach Deine Mutter.“

Bilder aus der Geschichte Amerikas

Der Rebellenrieg bei Bull Run und erster Feldzug im Westen*



Das 6. Massachusettis Miliz-Regiment wird in Baltimore vom Pöbel angegriffen

Am Morgen nach der Uebergabe von Fort Sumter erließ Präsident Lincoln eine Proklamation, in der er aber bloß 75,000 Mann Milizen einberief. Immer noch dachte man eben in Washington, ein langer und blutiger Kampf stehe nicht in Aussicht und könne vermieden werden, wenn man im Süden sehe, daß Ernst gemacht werde. Von großem Werte waren die Dienste, die Senator Douglas in dieser Stunde der Krisis seinem alten Jugendfreunde und späteren Gegner Lincoln erwies: er kam ihm in loyalster Weise zu Hülfe, suchte sofort eine Audienz bei ihm nach und versicherte ihn seiner eifrigsten Unterstützung. Dies war für die Regierung sehr schätzbar; die letzte Wahl hatte gezeigt, daß Douglas einen mächtigen Einfluß und starken Anhang besaß; über eine Million Wähler lauschten auf jedes Wort, das er sprach. Die Legislatur von Illinois empfing ihn mit hohen Ehren und seine patriotische, begeisterte Rede, deren Kernpunkt „die Union für immer“ war, entzündete im Norden auch die Laven. Bald darauf starb er plötzlich, am 3. Juni 1861, in Chicago; in der Zeit seines besten Ruhmes.

Ein Glück für die Sache des Nordens war es ferner, daß in fast sämtlichen freien Staaten von Maine bis Iowa und Wisconsin Gouverneure saßen, die meistens energische Maßregeln ergriffen. Curtin von Pennsylvanien war ein persönlicher Freund Lincolns und hatte Vorseorge getroffen, daß die Miliz des Staates sofort zur Hand sei, um den Regierungssitz zu schützen; die Gouverneure der Neuenglandstaaten, Morton von Indiana, Kirkwood von Iowa, Blair von Michigan, kurz, von allen 16 freien Nordstaaten, waren eifrige

Republikaner; Illinois, Lincolns Staat, lieferte verhältnismäßig viele Soldaten und hieß im Volksmunde das „Kriegsneß“. In Oregon und Kalifornien saßen demokratische Gouverneure, aber die Konföderierten hatten sich stark verrechnet; das Volk der Staaten an der Küste des Stillen Meeres blieb treu unionistisch gesinnt und die Gouverneure waren gezwungen, mit der Flut zu gehen. Im Herbst 1861 wurde durch die Kriegsstimmung ein republikanischer Gouverneur in Kalifornien erwählt. In den Grenzstaaten war die Antwort auf Lincolns Proklamation eine ungünstigere; Gouverneur Burton von Delaware erklärte, es gäbe in seinem Staate keine organisierte Miliz, er könne daher auch keine einberufen. Gouverneur Hicks von Maryland wich aus, einen Monat darauf erklärte er aber seine Bereitwilligkeit, worauf er die Antwort erhielt, die Regierung würde Freiwillige aus Maryland aufrufen. Harris von Tennessee

teilte mit, er würde keinen einzigen Mann für die Union ausheben, aber 50,000 Mann zur Verteidigung der Rechte des Staates und der südlichen Brüder. Daß der Tennesseer Bell, der Präsidentschaftskandidat, zum Süden überging, schädigte die Sache der Union schwer; trotzdem gab Tennessee den Nordlichen im Verlaufe des Krieges über 31,000 Mann für die Armee, West-Virginia später 32,000, Arkansas über 8000, Missouri 109,000, Kentucky 75,000, obwohl die Gouverneure der drei letztgenannten Staaten, zum Teil in grober Weise, die Unterstützung der Union ablehnten. Maryland lieferte für den Krieg später 46,000, Delaware 12,000 Mann.

Die ersten Truppen, welche nach Washington eilten, um die ungeschützte Bundeshauptstadt vor einem Handstreich zu



Gouverneur Morton von Indiana

*) Aus: Vierhundert Jahre Amerikanischer Geschichte von Dr. G. H. Zimmermann.



Gen. McClellan



Gen. Beauregard



Gen. Ben Butler



Gen. Rosecrans



Gen. J. McDowell

sichern, waren einige Kompagnien pennsylvanischer Miliz. Dann kam das sechste Massachusetts Regiment. Als dieses am 19. April Baltimore erreichte, herrschte daselbst fieberhafte Aufregung, da die Stimmung eine dem Norden feindselige war. In den Straßen der Stadt begann das erste Gefecht des Bürgerkrieges; der Pöbel griff mit Steinen die Neuengland Yantees an, die gezwungen waren, Feuer zu geben. Auf beiden Seiten gab es Tote und Verwundete.

Um halb nach zehn Uhr am Morgen des 19. April erreichte das Regiment Baltimore. An dem Terminus der Philadelphia und Wilmington Eisenbahn wurden Pferde an die Eisenbahnwagen gespannt, um dieselben durch die Stadt nach dem Depot der Baltimore und Washington Bahn zu ziehen. Das Regiment füllte elf Wagen. Da dasselbe bei seiner Ankunft auch nicht die mindesten Anzeichen unfreundlicher Gefinnungen fand, trat es die Fahrt durch die Stadt ohne alle Besorgnis an. Von ängstlichen Einwohnern waren zwar Befürchtungen eines Angriffes geäußert worden, man hielt diese aber

nur für, Schreckgestalten ängstlicher Gemüter. Die Wagen waren jedoch noch keine zwei Blocks oder Squares weit gekommen, als es sich zeigte, daß die Befürchtungen nicht unbegründet gewesen waren. Eine zahlreiche Masse aufgeregten Volkes versperrte die Straßen, derart, daß die Pferde kaum ihren Weg durch dieselben fortsetzen konnten. Zugleich brach der Haufen in Loben, Schreien und Drohungen aus, um die Massachusetts Mannschaften herauszufordern. Die Soldaten erhielten sich jedoch vollständig ruhig und schienen in kein Weise von den gegen sie geschleuderten Insulten Notiz zu nehmen. Nun wurden Steine und Straßenunrat von dem tobenden Pöbel gegen die Wagen geschleudert, wodurch nicht allein die Scheiben zertrümmert, sondern auch einige Soldaten verletzt wurden. Trotz dieses Angriffes setzten neun Wagen die Fahrt fort und erreichten die Eisenbahnstation. Zwei Wagen mit dem Reste des Regiments waren aber zurückgeblieben.

In der Zwischenzeit war es dem Pöbelhaufen gelungen, das Eisenbahngleise durch schwere eiserne Anter, die in der Nähe lagen und die sie auf die Schienen schlepten, unfahrbar zu machen, und nach Vollbringung dieser Tat fing der Haufen für „den Süden“, „Jefferson Davis“, „Süd-Carolina“ und „Sezession“ zu jubeln an, während er in seinem Hass gegen den Norden durch Grunzen für „Lincoln“ und „Massachusetts“ Luft machte und zugleich die Soldaten angriff, einigen derselben ihre Musketen aus den Händen reißend.

Es wurde nun beschlossen, die Wagen zu verlassen und durch die Straßen nach der Eisenbahnstation zu marschieren.

Die hundert Mann, welche von dem Regimente in den zwei zurückgebliebenen Wagen sich befanden, stiegen aus und machten sich fertig, den Marsch anzutreten. In demselben Augenblick kam eine Menschenmenge, eine Sezessionsfahne an der Spitze, die Straße herab gegen sie, und als sie sich näherte, begrüßte sie dieselben mit einem Steinhagel, indem sie ihnen zugleich zurief, daß sie ihren Weg durch die Stadt nicht fortsetzen könnten, und wenn sie es versuchten, sollte kein Mann von ihnen am Leben bleiben.

Durchaus nicht eingeschüchtert, setzten die Soldaten ihren Marsch fort, obgleich die Steine jetzt von allen Seiten und rasch aufeinander gegen sie flogen. Mit jedem Schritte vermehrte sich der Haufen und nahm sein Toben zu. Zwei der Massachusetts Leute waren durch Steinwürfe zu Boden geschleudert worden, als plötzlich ein Schuß fiel. Der die Mannschaft befehlende Kapitän ließ nun auf die schon geladenen Gewehre Zündhütchen aufsetzen und befahl seinen Leuten zu feuern. Eine Salve folgte, welche der wütende

Pöbelhaufen durch neue Steinwürfe und das Abfeuern von Revolvern erwiderte. Jetzt endlich trat der Major der Stadt vor und sich an die Spitze der Soldaten stellend, schien er denselben als Schutz dienen zu wollen, was nur, wenig Effekt machte. Die Mannschaft mußte sich bis zu dem eine Meile entfernten Depot jeden Schritt ihres Weges erkämpfen. Von der einen Seite wurden Steine und alles Mögliche gegen die Soldaten geschleudert und aus



Gen. Ludwig Blenker

Revolvern und Flinten auf sie geschossen, die Massachusetts Leute dagegen antworteten ihrerseits mit vollen Salven. Viele, Soldaten wie Bürger, fielen tot nieder, von denen einige von ihren Kameraden mit fortgenommen, andere in die nächsten Apotheken gebracht wurden. Endlich erreichte der Trupp, der sich so seinen Weg durch den wütenden Pöbelhaufen gebahnt hatte, die Station, und das Regiment machte sich fertig, die Reise nach Washington fortzusetzen.

Die Gesamtzahl an Toten und Verwundeten in dem Straßenkampfe belief sich auf zweihundzwanzig; davon waren neun Bürger und zwei Soldaten getötet und drei Bürger und acht Soldaten verwundet. Dieser Vorfall rief im Norden, und vorzüglich in Massachusetts, wo die Opfer des Baltimore Riots als Märtyrer, die ihr Leben in einer heiligen Sache gelassen hatten, betrachtet wurden, die größte Indignation hervor.

Als diese wackeren Männer, nur teilweise bewaffnet, müde und strapaziert, wie die Vorhut eines Heeres von sechshunderttausend Mann, in Pennsylvania Avenue in Washington einrückten, wurden sie von den Patrioten mit der aufrichtigsten Freude begrüßt. Obwohl sie nur gering an Zahl waren, denn das Regiment, das fast unmittelbar



Stonewall Jackson

nach dem Aufrufe aufgebrochen, war keineswegs komplet, so waren sie doch entschlossene Männer, bereit, allen Schrecken der Schlacht zu trotzen. Und sie brachten nach dem belagerten Washington die erste Kunde, daß der ganze Norden sich erhoben hatte und daß Truppen nach den Zehntausenden bereits auf dem Marsche waren, um das Sternenbanner zu schützen.

Der Abbot Butler aus Boston, der zum General ernannt worden war und die Massachusetts Milizen kommandierte, kam mit seinen Streitkräften am 20. April an den Susquehanna-Strom und fand, daß die Brücke verbrannt war. Der energische und rücksichtslose Mann requirierte sofort ein Dampfschiff, fuhr nach Annapolis und zog von dort gen Washington. Auf seinem Marsche entdeckte er, daß das Volk von Maryland lebhaft mit den Sezessionsisten sympathisierte und zu offenem Aufstande geneigt sei. Das siebente New York Regiment an der Spitze, rückten die rettenden Truppen am 25. April in Washington ein. Maryland protestierte vergebens gegen den ungeheuerlichen Durchmarsch von Truppen durch sein Gebiet. Butler besetzte bald darauf Baltimore und vereitelte jeden Versuch eines Anschlusses an den Süden. Eines der Massachusetts Regimenter nahm die strategisch ungemein wichtige Festung Monroe ein, die in Virginien am Eingang der Chesapeake Bai liegt und den Hafen von Norfolk mit dessen großen Arsenalen schützt und bedeckt.

Unterdessen hatte Virginia, dieser große und wohlbevölkerte Staat, durch die Verhältnisse gedrängt sich der Rebellion angeschlossen, und Jefferson Davis siedelte mit seinen Ministern nach Richmond am James Fluß über, dieses zur Hauptstadt der Konföderation erhebend. Trotzdem durch den Beitritt Virginien die Sezession einen großen Halt bekommen und Davis eine großartige Tätigkeit entwickelt, zauberte man in Washington immer noch; Lincoln hoffte, durch Zurückhaltung die Grenzstaaten Missouri, Kentucky und Tennessee von der Rebellion fernhalten zu können, auch war er zu human und friedliebend, um energische Maßregeln zu befürworten. Im Süden dagegen regten sogar die Geistlichen von den Kanzeln das Volk auf und in Kriegsstimmung hinein. Am 18. April nahmen die Konföderierten die wichtigen Bundesarsenale zu Harpers Ferry am Potomac und zu Gosport bei Norfolk in Besitz, was für den Norden einem Verlust von 2 Millionen Dollars in Form von 2000 Kanonen, 250,000 Pfund Schießpulver, sonstigem Kriegsmaterial und mehreren Schiffen gleichkam, von denen eins, der „Merrimac“, halb umgebaut und in ein Panzerschiff verwandelt wurde. Auch das Arsenal zu Pensacola in Florida ging verloren; das gegenüberliegende Fort Widens, einen der Schlüssel zum mexikanischen Golf, rettete ein tatkräftiger junger Offizier, Namens Clemmer, der im entscheidenden Augenblicke mit 80 Mann von der wichtigen Feste für den Norden Besitz ergriff und sich zu halten wußte, bis Ver. Staaten Kriegsschiffe zu ihrer Hilfe anlangen konnten.

Am 23. Mai endlich rückten Unionstruppen über den Potomac und setzten sich auf den Washington gegenüberliegenden Höhen von Arlington fest. Zugleich wurde Alexandria, der Endpunkt der vom Süden nach Washington führenden Bahnen, eingenommen; bei dieser Gelegenheit drang Ellsworth, Oberst der New Yorker Jouvaren, in ein Haus ein, aus dem eine Fahne der Südlischen hing, und wurde erschossen. Der Mörder erlitt sofort den Tod; im Süden aber verherrlichte man den Täter und pries ihn als einen patriotischen Märtyrer.

Es war am 24. Mai früh zwei Uhr, als die Expedition von Washington im Geheimen aufbrach, um auch Alexandria militärisch zu besetzen. Die Hälfte der Truppen ging über die lange Brücke und marschierte das rechte Ufer des Potomac hinab, um in Alexandria von der Rückseite einzurücken und die Rebellen-Truppen, die um die Stadt herumstreiften, abzuschneiden. Die andere Hälfte, die Feuer-Jouvaren unter Oberst Ellsworth inbegriffen, fuhrten von der Marine-Werfte

in Washington aus auf Dampfschiffen den Fluß hinab. Der Morgen graute eben, als die Dampfer die Werften berührten. Oberst Ellsworth kommandierte diese Abteilung. Er war einer der ersten, welche landeten. Während das Regiment sich aufstellte, wurde eine Kompanie eilig ausgeschiedt, um das Telegraphen-Bureau zu besetzen, damit ihre Landung nicht nach Richmond gemeldet werden könne. Eine andere Abteilung beeilte sich, die Eisenbahn aufzureißen. Es war so unendlich wichtig, daß man sich sogleich in den Besitz des Telegraphen setzte, daß Oberst Ellsworth selbst diese Abteilung begleitete, welche durch die Straßen im vollen Laufe passierte.

Auf ihrem Wege kamen sie am Marshall House vorbei, einem Hotel, das von einem gewissen J. W. Jackson gehalten wurde und auf dessen Dach eine Sezessions-Fahne wehte. „Wir müssen diese Flagge haben“, sagte Oberst Ellsworth mit seinem angeborenen Ungestüm, und eilte in das Vorderzimmer, wo er einen halbbekleideten Weissen und einen Neger fand. „Wer hing die „Flagge aus?“ fragte der Oberst. „Ich weiß nicht“, lautete die Antwort, „ich wohne zur Miete hier“. Von zwei oder drei Soldaten begleitet eilte er die Treppen hinauf auf das Dach des Hauses, riß das Rebellen-Banner herunter und stieg mit demselben wieder herab, als derselbe halbbekleidete Mann, der sich für einen Mietsherrn ausgegeben hatte, der aber Jackson, ein brutaler Desperado, selbst war, aus einem dunkeln Gang vorsprang, eine doppelstufige Büchse auf Oberst Ellsworth's Brust anlegte und aus einer Entfernung von zwei Schritten ihm ein Paar Bleistücke direkt ins Herz schoß, ihn sofort tödend.

Ellsworth war auf der zweiten oder dritten Stufe vom Absatz und fiel mit einem schweren, schrecklichen Gewichte kopfüber vorwärts. Blighschnell kehrte sich sein Mörder um, um den Inhalt des andern Laufes dem Gemeinen Francis Brownell zu geben, doch entweder war seine Hand nicht sicher, oder der Jouvare war ihm zu schnell, denn das Blei ging über seinen Kopf weg in das Getöse der Tür, welche einige schlafende Hausbewohner schürmte. Zugleich mit seinem zweiten Schusse trachte Brownell's Büchse und der Mörder taumelte zurück. Er war mitten ins Gesicht getroffen und die Wunde war die schrecklichste, die ich jemals sah. Natürlich wußte Brownell nicht, wie tödlich sein Schuß gewesen, und stieß deshalb dem Mann, ehe er fiel, sein Säbel-Bajonnet durch den Leib; die Gewalt dieses Stoßes warf den Toten die zweite Treppentritt hinab, an deren Fuß er liegen blieb.

Die Leiche des Oberst Ellsworth wurde sorgsam verhüllt auf einer Musteten-Wahre heimlich an Bord des Dampfers getragen und nach Washington in das Haus seines Freundes, des Präsidenten, gebracht. Die Aufregung in Washington und im ganzen Lande war sehr intensiv. Seine Obsequien wurden in Washington mit allseitiger Rundgebung von Achtung und Schmerz gefeiert, und während seine Ueberreste ihrer letzten Ruhestätte im Innern des Staates New York zugeführt wurden, wurden sie mit Traueraufzügen und Trauerzeichen, mit Requiems und Glockengeläute in jeder Stadt empfangen, durch die sie auf dem Wege nach der Beerdigungsstätte kamen.

Im Beginn des Juli 1861 lagen in und um Washington 60,000 Mann unter McDowell; Patterson stand mit 25,000 Mann dort, wo der Shenandoah-Fluß in den Potomac mündet, bei Harpers Ferry, zur Deckung des Stromüberganges; auf die Feste Monroe stückte sich Butler mit 8—10,000 Mann. In West-Virginien kommandierte General B. McClellan über einige 20,000 Mann. Die Konföderierten hatten an 50,000 Mann bei Manassas, einem Knotenpunkte zweier Eisenbahnen, der wenige Meilen vom Potomac entfernt ist, konzentriert; Patterson gegenüber befehligte Joseph E. Johnston über 20,000 Mann; gegen McClellan war Garnett mit 7—8000 Mann aufgestellt. Zum Schutze Richmonds wurde ein neues Korps gebildet.

(Fortsetzung folgt)

Die Kriegerbraut

Original-Roman von Hedwig Courths-Mahler

(8. Fortsetzung)

Zusatz der bisher erschienenen Abschnitte

Rose von Loffow, eine verwitwete junge Verwandte der Familie von Falkenried, ist auf Schloß Falkenried das Gnadenbrot. Hasso, der Sohn des Hauses, der als Fliegeroffizier in Berlin steht, ist nach Hause gekommen, um seine Eltern und seine Schwester Rita zu besuchen. Er bemerkt, daß Rose sehr viel im Hause leistet und bestimmt seine Eltern und Schwester, ihre Arbeit mehr anzuerkennen und ihre Stellung im Hause angenehmer zu gestalten. Nach Berlin zurückgekehrt, besucht ihn sein Freund Hans von Uxemburg und überredet ihn, einem Empfang bei der Generalin von Schlieben beizuwohnen. Im Verlauf desselben wird Hasso mit Natascha von Kowalsky, einer angeblichen russischen Generals-Tochter, bekannt, und deren Schönheit macht einen tiefen Eindruck auf ihn. Er sucht ihre Nähe, wird von ihr und ihrer Mutter sehr freundlich aufgenommen, zum Besuch eingeladen, welcher Einladung er schon am nächsten Morgen Folge leistet. Natascha empfängt ihn allein. Der erste Eindruck wird durch diesen Besuch noch verstärkt. Seine Neigung wächst und wird von Natascha anerkennend erwidert. Hasso reist nach Hause, um von den Eltern die Erlaubnis zur Verlobung mit Natascha zu erbitten. Rose, welche Hasso im Geheimen liebt, ist tiefunglücklich, als sie von seiner bevorstehenden Verlobung hört. Hassos Mutter und Rose begleiten ihn bei seiner Rückkehr nach Berlin, um Natascha kennen zu lernen und Weisungseinfälle zu machen. Hasso erbittet Nataschas Jawort, sie sagt mit halben Worten zu, und weiß sich bei der Gelegenheit Hassos Schlüssel zu seinem Arbeitsplatz zu beschaffen, in welchem er eine wichtige Entdeckung zur Vervollkommenheit der Flugapparate für den Kriegsfall beobachtet. Sie begibt sich später zu Hassos Wohnung, während dieser mit seiner Mutter auf dem Wege zu der angeblichen Mutter Nataschas ist und Rose Besorgungen macht. Natascha fertigt eine Pause von Hassos Zeichnung an, wird aber vor ihrem Weggange von Rose überrascht, welche zurücksetzt. Die Pause entfällt unbemerkt Natascha als sie fortgeht, um Hasso noch in ihrer Wohnung anzutreffen. Rita, die Schwester Hassos, die in Wien zu Besuch bei ihrer Freundin, Josepha von Kohenege, ist, verläßt sich mit deren väterlicher Mann. Hasso will die Soldatenlaufbahn aufgeben, um sich ganz der Erziehung von Fliegeroffizieren auf dem Gute seines Vaters zu widmen.

Sie haben recht, mein lieber Falkenried, und ich erwarte viel von Ihnen für die Zukunft. Sie werden mich nicht enttäuschen, das weiß ich. Und wer weiß, vielleicht ist der Tag nicht fern, da Sie vom Vaterland zu ersten Taten geordert werden. Viel scheele und neidische Augen blicken auf Deutschlands Größe, die es sich mühsam erworben hat. Ich weiß, daß ich Sie in den ersten Reihen sehen werde, wenn es gilt, gegen Feinde des Vaterlandes auf den Plan zu treten."

Hasso hatte seine Hand mit ehrfurchtsvoller Wärme ergriffen.

"Das bedarf keiner Versicherung, Erzellenz. In Krieg und Frieden weise ich meine ganze Kraft dem Vaterland."

* * *

Viel zu schnell für Ritas Eltern, zu langsam für den sehnsüchtigen Bräutigam kam Ritas Hochzeitstag heran.

Zwei Tage vorher kam Hasso von Falkenried für immer nach Hause. Sein Abschied war bewilligt und er war dabei zum Hauptmann befördert worden.

Ganz Falkenried war festlich geschmückt, und von nah und fern kamen die Hochzeitsgäste herbei, um dieses Fest zu feiern mit dem würdigen Glanze, der bei solchen Gelegenheiten in vornehmen Familien üblich ist.

Natürlich waren außer den Freunden und Verwandten der Braut auch die des Bräutigams geladen, und man hörte überall den gemüthlichen österreichischen Dialekt durch das reine Hochdeutsch und verschiedene andere Dialektklänge herausklingen. Es war eine sehr vornehme Festversammlung, die deutsche und österreichische Aristokratie vereinigte. Und an der Hochzeitstafel gab es manch launigen und auch ernsten Toast, auf diese Verschwägerung zwischen Oesterreich und Deutschland.

Hasso von Falkenried brachte ebenfalls einen solchen Toast aus, indem er sich an seine Schwester wandte.

"So wie Deutschland und Oesterreich als treue Bundesgenossen Seite an Seite stehen, in Freud und Leid, so sollst auch du, meine liebe Schwester, als deutsche Frau mit einem Oesterreicher ein treues Bündnis für Lebenszeit geschlossen haben. Du gehst nicht mit deinem jungen Gatten in ein fremdes Land, sondern in ein Bruderreich, in dem die Menschen, wie dein Gatte, in deiner Sprache mit dir sprechen. Als deutscher Offizier stehe ich Oesterreich so sympathisch gegenüber wie euch allen unsern neuen österreichischen Ver-

wandten, mit denen zusammen wir jetzt eine einzige große Familie bilden. Möge das Band, das uns vereinigt für alle Zeit, fest und unzerreißbar sein; nicht nur das Familienband, sondern auch das unserer Nationen. Ich erhebe mein Glas und bitte Sie alle, meine hochverehrten Herrschaften, mit mir anzustoßen auf dieses doppelte Bündnis zwischen Oesterreich und Deutschland."

Begeisterte Rufe folgten seiner Rede, und die Gläser klangen hell aneinander.

"Deutschland und Oesterreich in Treue vereint allewege!" rief Graf Rudi Hasbach, und er trank sein Glas in einem Zuge leer.

Neben ihm saß seine junge Gattin. Sie waren eben auf der letzten Etappe ihrer Hochzeitsreise und wollten von Falkenried nach Wien zurückkehren, wo eine reizende kleine Villa für sie wie ein Schmuckkästchen eingerichtet worden war.

Das helle Glück lachte diesen beiden jungen Menschen fast übermütig aus den Augen. Sie hatten es auch als würdiges Ehepaar durchaus noch nicht gelernt, ernsthaft zu sein, und kosteten jede Minute ihres Daseins jubelnd aus.

Das ganze Fest verlief äußerst harmonisch und wurde nicht von dem leisesten Mißton getrübt. Als am Spätnachmittag Rita mit ihrem jungen Gatten ihre Hochzeitsreise antrat, dachten die Gäste durchaus noch nicht daran, die Feier zu beenden.

Rose hatte naturgemäß mit den Vorarbeiten zur Hochzeitsfeier am meisten zu tun gehabt. Frau von Falkenried und Rita waren durch die Beschaffung der Ausstattung reichlich in Anspruch genommen gewesen und hatten, ihr, alles überlassen müssen. Rose war ihrer Aufgabe auch hier vollständig gewachsen gewesen, es gab für sie überhaupt keine Schwierigkeit. Sie war von einer bewundernswerten Leistungsfähigkeit. Eine tiefe, innere Freude hob sie gleichsam über alles hinweg. Hasso war ja nun heimgekommen, für immer, und sie durfte als sein treuer Kamerad neben ihm stehen und ihm von Nutzen sein. Für ihre bescheidene Seele war das ein Glück, wie sie es kaum jemals zu hoffen gewagt hatte. Ihre wunschlose Liebe hatte keine höhere Forderung an das Schicksal.

Roses Verhältnis zur Familie Falkenried hatte sich, zumal seit der Affäre in Berlin, vollständig gewandelt. Es fiel jetzt niemand mehr ein, sie achlos beiseite zu stellen, und den neuen österreichischen Verwandten war sie als vollwertiges Familienmitglied vorgestellt worden.

Rita hatte sich herzlich gefreut, daß die Eltern sich so ganz anders zu Rose stellten. Sie hatte aber keine Ahnung von dem großen Dienst, den Rose ihrem Bruder geleistet, denn man hatte ihr gar nichts von Natascha von Kowalsky erzählt. Aber sie war froh, daß sich ihre Eltern inniger an Rose angeschlossen hatten.

"Du wirst meinen Eltern nun die ferne Tochter ersetzen müssen, liebe Rose, und ich kann sie beruhigter allein lassen, zumal ja nun auch Hasso zu Hause ist," sagte sie zu Rose.

Unter den Hochzeitsgästen war auch Hans von Uxemburg gewesen, der in seiner munteren Weise viel zur fröhlichen Stimmung beigetragen hatte.

Er blieb nach der Hochzeit noch einige Tage zur Jagd in Falkenried.

Am Morgen nach dem Hochzeitsfest sagte er seufzend zu Hasso:

"Weißt du, mein Alter, solche Hochzeitsfeiern müßten für Unbeteiligte verboten sein. Ich hatte die ganze Zeit Halluzinationen und sah überall Nola von Steinbergs kastanienbraunes Haar und ihre großen grauen Augen unter Myrtenfranz und Schleier hervorleuchten."

Hasso sah ihn lächelnd an.

"So mache doch endlich energisch Schluß, Hans, und

verhilf der jungen Dame in Wirklichkeit zu Brautkranz und Schleier."

Hans seufzte noch viel tiefer.

"Was denkst du denn — die sieben Jahre sind noch nicht um. Augenblicklich ist sie mir auf zwei Monate ganz aus den Augen gerückt, da sie ihren Pflichten als Schwester vom Roten Kreuz nachkommt. Vor Ostern werde ich sie schwerlich wiedersehen. Und dann wird sie bald mit ihrer Mutter verreisen. Nachher kommt das Manöver und wer weiß, wann ich endlich wieder anfangen kann, meine Festung regelmäßig zu belagern. Aber das ist nicht zu ändern — und eines Tages muß sie doch kapitulieren."

"Bist du dessen so sicher?"

Agemberg nickte zuversichtlich.

"Bombensicher. Ich muß mir nur einmal irgend etwas Romantisches und Ueberwältigendes ausdenken. In ihrem Köpfchen spukt nämlich so ein romantischer Schwärmergeist. Sie ist mir im Grunde herzlich gut, aber zwischen uns liegt alles so bedauerndwert schlicht und einfach, es gibt kein Hindernis zu überwältigen, die Verhältnisse passen famos zusammen, von den beiderseitigen Eltern ist kein Widerstand zu erwarten — kurzum — weil es ihr so schrecklich leicht wäre, meine Frau zu werden, mag sie nicht. Ich habe schon darauf gewartet, daß ihr einmal das Pferd durchgeht oder daß sie ins Wasser fällt, damit ich sie mit heldeutastler Brauour retten kann — aber der Zufall kommt mir nicht zu Hilfe. Na — wenn es nicht anders geht, miete ich mir mal ein halbes Duzend handfeste Dienstmänner, stecke sie in ein romantisches Räuberzivil und lasse meine Teure von ihnen entführen. An irgend einer passenden Stelle werfe ich mich dann den Entführern entgegen, befreie Rosa mit kolossalem Pomp — und dann sinkt sie ihrem Retter hoffentlich gerührt in die Arme und wir sind beide schrecklich glücklich."

Hasso mußte lachen — und Hans lachte vergnügt mit.

Mit einiger Behmut nahmen die Freunde voneinander Abschied, als Agemberg abreiste, und der Letztere mußte versprechen, so oft als möglich nach Falkenried zu kommen.

* * *

Hasso ging nun mit großem Eifer an die Verwirklichung seiner Pläne. Das von Rose vorgeschlagene Stück Dehland eignete sich vorzüglich für seine Zwecke. Es wurde sofort mit dem Bau einer Halle und Werkstätte begonnen, und inzwischen saß Hasso eifrig über neuen Plänen und Zeichnungen.

Geireulich widmete er jeden Tag eine Stunde landwirtschaftlichen Konferenzen mit seinem Vater, Colmar und Rose. Aber die übrige Zeit gehörte seinem geliebten Berufe.

Gleich nach Ritas Hochzeit zeigten sich indes ernstliche Krankheitsanfälle bei seinem Vater, und noch wollte Rita auf ihrer Hochzeitsreise, als ihr Vater plötzlich durch einen Herzschlag hinweggerafft wurde. Man rief sie nicht nach Hause, zumal das junge Paar von Ort zu Ort reiste und man ihren genauen Aufenthalt gar nicht wußte.

So erfuhr Rita erst, als sie mit ihrem jungen Gatten in Villa ihren Einzug gehalten hatte, daß inzwischen ihr Vater gestorben war. Ohne langes Krankenlager, aber nach langen Leidensjahren war Herr von Falkenried nun schmerzlos verschieden.

Frau von Falkenried, die schon sehr unter der Trennung von Rita gelitten hatte, brach beim Tode ihres Gatten völlig zusammen und konnte sich lange von diesem Schlage nicht erholen. Sie hatte mit ihm in einer harmonischen, glücklichen Ehe gelebt und kam sich nun ganz einsam und überflüssig vor.

Hasso hatte an seinen Schwager Reiner geschrieben, er möge die Kunde von des Vaters Tode Rita schonend beibringen, es aber zu verhindern suchen, daß Rita jetzt nach Hause kam. Erstens sollte ihr junges Glück nicht grausam gestört werden und zweitens würde die Mutter erneuten Schmerz empfinden, wenn Rita nach kurzem Wiedersehen mit ihr wieder abreisen mußte.

Rose und Hasso taten mit vereinten Kräften alles, was sie konnten, um Frau von Falkenried zu beruhigen und zu

zerstreuen. Aber es wollte ihnen nur schwer gelingen.

Rose erwies sich nun noch mehr, als zuvor, als der Mittelpunkt von Falkenried. Durch ihre Hände liefen alle Fäden und es war ihr Glück und ihr Stolz, daß sie Hasso alles Störende fernhalten konnte.

Die Arbeiten auf dem Flugplatz schritten rüstig voran. Ostern war schon die Halle und die Werkstätte fertig, und Monteure und Arbeiter waren angestellt.

Am frühesten Morgen schon radelte Hasso auf dem gutgepflegten Waldweg nach dem Flugplatz hinüber und kam erst Mittag wieder heim. Nach Tisch konferierte er mit Colmar und Rose und dann fuhr er wieder mit dem Rad hinüber. Das war ihm praktischer und bequemer als ein Reispferd.

Abends saß er dann mit seiner Mutter und Rose zusammen im Wohnzimmer, bis sich die beiden Damen gleich nach neun Uhr zurückzogen. Frau von Falkenrieds etwas leidender Zustand bedingte eine frühe Ruhestunde und Rose wußte, daß Hasso, sobald sie sich zurückgezogen hatten, in sein Arbeitszimmer ging und über seinen Plänen saß bis Mitternacht und oft auch noch später.

Zuweilen, wenn Rose der Weg auf die Felber am Flugplatz vorüberführte, traf sie dort mit Hasso zusammen. Und da er merkte, wie sehr sie sich für seine Arbeiten interessierte, sprach er oft mit ihr darüber und ließ sie teilnehmen an seinem geistigen Schaffen. Und weil sie mit klarem Verstand auf alles einging und spielend alles erfaßte, wurde es ihm bald Bedürfnis, sich ihr mitzuteilen. So wuchs sie mehr und mehr in seinen Ideenzirkel hinein und überraschte ihn oft selbst mit praktischen Vorschlägen.

Im Mai unternahm Hasso die ersten Auf Flüge von seinem Flugplatz aus, und von nun an fanden fast täglich Probeflüge statt.

Roses Wunsch, solche Flüge zu sehen, wurde nun oft genug erfüllt. Mit glänzenden Augen stand sie dabei und ihre Blicke folgten sehnsüchtig dem Riesenvogel, der sich so stolz und kühn in die Lüfte schwang.

Sie wagte aber nicht, Hasso zu bitten, sie einmal an einem solchen Flug teilnehmen zu lassen.

Aber er erinnerte sich selbst, daß sie ihm einmal den Wunsch ausgesprochen hatte, mit ihm aufzulegen zu dürfen.

Und eines Morgens, als er sich nach hastig eingenommenem Frühstück von ihr verabschiedete, um nach der Halle zu fahren, sagte er lächelnd:

"Heute ist ein ganz windstill, ruhiger Tag, Rose. Du hast mir einmal gesagt, daß du gern einmal mit mir aufsteigen möchtest. Willst du es heute tun? Das Wetter ist außerordentlich günstig für eine ruhige Fahrt."

Rose konnte zuerst nicht antworten vor freudigem Schreck. So strahlend glücklich sah sie ihn an, daß er lächelnd in ihre wunderschönen, tiefblauen Augen blickte.

"Darf ich? Darf ich wirklich?" stieß sie endlich hervor.

"Gewiß, wenn du willst."

"O, wie gern."

Er nickte ihr zu.

"Dann sei in einer Stunde drüben auf dem Flugplatz, Rose."

Sie nickte nur, sprechen konnte sie nicht.

Und zur festgesetzten Zeit war sie zur Stelle, in einem glatten, festen Ledermantel gehüllt, wie sie ihn auf Autofahrten trug, mit der Autokappe auf dem blonden Haar.

Hasso sah sie prüfend an und nickte ihr nur zu.

Am Walbrand hielt Fritz Colmar auf seinem Pferd. Als er sah, daß Rose sich bereit machte, ihren Platz auf dem Aeroplan einzunehmen, sprang er ab, band sein Pferd an einen Baum und kam spornstreichs herübergelaufen.

"Gnädiges Fräulein — Sie wollen doch nicht etwa mitfliegen?" fragte er atemlos.

Sie nickte ihm strahlend zu.

"Doch, das will ich."

Fritz Colmar riß sich die Mühe vom Kopf, als sei ihm zu heiß.

„Donnerwetter — das ist Courage!“ entfuhr es seinen Lippen.

Nach Hasso nahm nun seinen Platz ein.

„Es ist nicht anders, als wenn wir eine kleine Automobilfahrt unternehmen würden, lieber Colmar.“

Fritz strich sich über den Kopf.

„Ja, für Sie, gnädiger Herr, da ist es wohl nichts anderes. Aber für das gnädige Fräulein bange ich mich doch ein bißchen. Und ich selbst möchte lieber den wildesten Gaul zwischen den Schenkeln haben, als auf solch einem Flugzeug sitzen.“

Rose lachte.

„Sie sind doch sonst so ein Lustikus, wie Ihre Mutter immer lachend sagt!“ rief sie ihm zu.

„Ja, aber festen Grund muß ich immer unter den Füßen haben.“

Er mußte nun zurücktreten. Hasso gab das Zeichen zum Abfahren. Wie ein gewaltiger Vogel, dessen Kraft nur in den Schwingen liegt und dessen Flügel etwas plump und ungeschickt über den festen Boden hüpfen, so rollte der Aeroplan ein Stück auf den Boden dahin, bis er sich langsam in die Lüfte hob und nun sicher und ruhig, wie seiner Kraft bewußt, emporstieg.

Und höher und höher stieg er empor, in den blauen Aether hinauf.

„Ach — was Rose auf dieser Fahrt empfand, das konnte sie selbst kaum fassen. Weit unter ihr lag die Welt, mit allem, was schwer und drückend gewesen war. Hier oben war sie losgelöst von allem, allein mit dem Manne, dem ihre junge Seele zugehörte. In seine Hand war jetzt ihr Leben, ihr ganzes Sein gegeben, und wenn es ihm gefallen hätte — jubelnd hätte sie den Untergang mit ihm begrüßt. Ein Gefühl war in ihr, als könnte sie nun nie mehr etwas Schöneres, Herrlicheres, Vollkommeneres empfinden nach dieser Fahrt. Mit großen, leuchtenden Augen nahm sie alles in sich auf, was sie zu sehen bekam.“

Über eine Stunde blieben sie oben im Reich der Lüfte. Sie waren über die nahe Stadt hinweggeflogen, weit über den Kirchturm hinweg. So klein und winzig schien von hier oben alles, was Menschenhände da unten geschaffen hatten.

Und nun ging es zurück nach Falkenried.

Wie Verklärung lag es auf Rosés Antlitz, als ihr Hasso beim Aussteigen behilflich war. Er sah seltsam bewegt in dieses strahlende, verklärte Mädchenantlitz hinein, das wie von einem heiligen Feuer durchglüht war.

„Nicht wahr, Rose — das war schön?“ fragte er sie.

Sie preßte nur fest und dankbar seine Hand in der ihren. Sprechen konnte sie nicht. Aber er verstand sie auch ohne Worte, wußte, daß er in ihr einen Kameraden gefunden hatte, der mit ihm durch dick und dünn hielt und bei dem er Verständnis finden würde für alles, was ihn bewegte.

Über keine Ahnung kam ihm, daß Rose nur deshalb so gut auf all seine feinsten Regungen eingehen konnte, weil sie die Liebe zu ihm dazu befähigte und sie gleichsam über sich selbst hinaus hob. —

Frau von Falkenried, die keine Ahnung von Rosés Mitfliegen hatte, war ganz entsetzt, als diese nun glückstrahlend nach Hause kam und ihr von ihrem Ausflug berichtete.

„Mein Gott, Rose, bist du denn von Sinnen gewesen? Es ist doch wahrlich genug, daß ich in ewiger Angst um Hasso leben muß. Nun fange du nur um Gottes willen nicht auch noch mit diesem Unsinn an,“ sagte sie außer sich.

Rose umarmte sie herzlich.

„Ach, liebste Tante Helene, wenn du einmal solch einen Flug unternehmen würdest, dann hättest du gar keine Angst mehr. Bitte, schilt nicht. Es war so wunderschön. Und ich habe dir vorher nichts davon gesagt, weil ich fürchtete, du würdest es mir verbieten.“

„Wäre dir denn das so schrecklich gewesen?“

„Sehr schmerzlich, Tante Helene, denn meine Sehnsucht war schon lange auf solch einen Flug gerichtet.“

„Das verstehe ich nicht. Ich würde mich mit Händen und Füßen wehren, wollte mich jemand in so ein Flugzeug setzen. Was soll denn die ganze Fliegerei für einen Zweck haben? Als Spielerei ist sie doch wahrlich nicht zu betrachten, da sie schon so viel Menschenleben gefordert hat. Und als ernster Beruf hat sie doch gar keinen Nutzen.“

„Das denkst du nur, liebste Tante. Sieh es dir doch mal mit andern Augen an als bisher. Jedes neue Verkehrsmittel, jede neue große Erfindung pflegt im Anfang Opfer zu kosten. Denke an die Elektrizität, an die Automobile — an die Dampfer und an die Eisenbahnen. Da hat man auch im Anfang dagegen protestiert und es kostete Opfer, bis all das sich zur Vollenendung entwickelt hatte. So wird es auch mit den Luftschiffen und Flugzeugen gehen.“

Hasso war dazugekommen und hatte Rose lächelnd zugehört.

„Aber durch die Luft kann man doch unmöglich einen Verkehrsweg schaffen, der von Nutzen ist,“ beharrte Frau von Falkenried.

„Das wird sich erst zeigen, liebe Mama. Zum Beispiel im Falle eines Krieges würde das gesamte Flugwesen große Bedeutung gewinnen,“ erwiderte Hasso.

„Ach, Krieg! Gott bewahre uns davor!“ rief seine Mutter. „Ich kann mir gar nicht denken, daß es zwischen zivilisierten Völkern noch jemals zu einem Krieg kommen kann.“

„Und doch können wir jeden Tag in politische Streitigkeiten verwickelt werden, die uns die Waffen in die Hand zwingen.“

„Nein, nein — daran will ich nicht glauben. Unser friedliebender Kaiser wird das nicht zugeben.“

„Liebe Mama, es kann der Frömmste nicht in Frieden bleiben, wenn es dem bösen Nachbar nicht gefällt. In allen Ländern rüstet man sich auch mit Flugzeugen und Luftschiffen. Da dürfen wir Deutschen nicht die Hände in den Schoß legen und warten, bis uns die Feinde über die Köpfe hinwegfliegen.“

„Nun — Gott bewahre uns davor! Ich möchte einen Krieg jedenfalls nicht erleben. Mit Schrecken denke ich noch an 70—71. Ich war damals noch ein Schulmädchen, aber die Angst und Sorge vergesse ich nie, und wenn ich hundert Jahre alt würde. Mein Vater und meine Brüder standen im Feld, der jüngste als neunzehnjähriger Fähnrich. Ich sah mit meiner weinenden Mutter daheim und mühte mich, mit zitterndem Herzen tapfer zu sein. Jeden Tag warteten wir in Angst und Not auf Nachricht von unsern Lieben. Sie kam auch — schrecklich genug. Unser Jüngster fiel, ins Herz getroffen, bei einem Sturm auf eine Festung, der Veltteste erhielt einen Schuß ins Bein, das steif geblieben ist, und der Vater bekam einen Lungenschuß und blieb ein starrer Mann, bis an sein frühes Ende. Nein, Gott bewahre mich in Gnaden, daß ich nicht noch einen Krieg erlebe. Jetzt müßte ich einen Sohn mit hinausziehen lassen — und ich bin nicht eine von den tapferen Müttern, die stolz und freudig das eigne Kind dem Vaterland opfern.“

Hasso sah, wie seine Mutter schon der Gedanke an einen Krieg aufregte, und brach das Thema ab.

Zum Glück kam in diesem Augenblick Post — zwei Briefe von Rita, einen für die Mutter, einen für Rose.

Rita schrieb oft nach Hause. In den Briefen an die Mutter wagte sie sich mit ihrer jungen Glückseligkeit nicht so heraus, sie fürchtete, es könnte die Mutter kränken, daß sie trotz der Trauer um den verstorbenen Vater so glücklich war, wie eben nur eine junge, liebende und geliebte Frau glücklich sein kann. Aber Rose gegenüber machte sie kein Hehl daraus.

Rose hatte auch oft an Rita geschrieben und ihr mitgeteilt, daß die Mutter noch immer sehr unter dem Verlust des Vaters litt und wohl auch große Sehnsucht nach der Tochter habe.

Heute schrieb nun Rita an Rose:

„Meine liebe, gute Rose! Was du mir von Mama schreibst, macht mir große Sorge. Ich meine, Mama wäre nur aufzuhelfen, wenn sie sich jetzt mal auf einige Zeit von

Falkenried entfernte, damit sie in eine ganz andere Umgebung käme. Sonst würde ich einige Wochen nach Hause kommen, um sie zu trösten, obwohl mich mein Rainer gar nicht gern fortlassen würde. Aber ich denke, es ist besser, wenn Mama uns in Villau besucht. Da hat sie Ablenkung, Luftveränderung und — mich. Nicht wahr, Rose, das ist besser? Ich schreibe Mama, zugleich mit diesem Briefe an dich, und sage ihr, daß ich große Sehnsucht nach ihr habe, und daß sie mich unbedingt auf einige Wochen besuchen und Villau kennen lernen muß. Es ist einzig schön hier, liebe Rose, und ich wollte, du könntest mich einmal als Hausfrau von Villau schalten und walten sehen.

Also bitte, unterstütze meinen Plan, Mama von Falkenried fortzulockern. Sie darf nicht ahnen, daß ich ihr eine Heilungstour damit verschreibe, sonst kommt sie am Ende doch nicht, sondern sie muß glauben, daß sie meinetwegen kommen muß, um meine Sehnsucht zu stillen.

Für heute nicht mehr, als herzliche Grüße an Dich und Hassio von deiner glücklichen Rita."

Der Erfolg dieser beiden Briefe Ritas war, daß Frau von Falkenried schon zwei Tage später die Reise nach Villau antrat.

* * *

Baron Rainer von Hohenegg war seiner Schwiegermutter bis Wien entgegengereist, um sie da in Empfang zu nehmen und bis nach Villau zu begleiten. Bei dieser Gelegenheit besuchte er seine Schwester und seinen Schwager in ihrer entzückenden kleinen Villa.

Graf Rubi und seine junge Gattin lebten in sonnigster Glückseligkeit. Für diese beiden glücklich veranlagten Menschen gab es keine Schatten auf der Welt und sie ahnten nicht, daß an ihrem Glückshimmel sich bald genug drohende, finstere Wolken aufstürmen sollten, die ihnen die Sonne verdunkeln würden.

Graf Rubis größte Sorge bestand jetzt darin, daß sein „Sephel“, so nannte er seine junge Frau, sich ja nicht Schaden zufüge. Sie erwartete Anfang Oktober ihr erstes Kindchen, und der besorgte Gatte hätte sie am liebsten in Watte gehüllt und auf Händen getragen. Josepha lächelte ihn aus und wollte nichts von Schonung wissen, da sie sich gesund und wohl fühlte, und so kam es oft zu den drolligsten Streitereien zwischen ihnen. Rainer freute sich an dem Glück seiner Schwester, und sie besprachen, daß Hasbachs im Sommer einige Wochen nach Villau kommen würden, wenn Rubi seinen Urlaub bekam.

Als aber nach diesem Gespräch Graf Rubi mit seinem Schwager eine Weile allein war, sagte er ernster, als er sonst zu sein pflegte:

„Ich glaub nicht, Rainer, daß ich Urlaub bekomme diesen Sommer. Wenn mich nicht alles täuscht, dann liegt etwas in der Luft. Du weißt ja, ich hab allerhand Beziehungen, und man hört dies und das. Aber davon soll Sephel natürlich nichts hören. Sie könnte sich aufregen, und weißt — bei ihrem Zustand ist das arg bedenklich. Gelt — du verstehst mich? Ich sag dir das, damit du auf alle Fälle vorbereitet bist.“

Rainer drückte ihm schweigend die Hand. Sie sahen sich ernst an. Aber dann sagte Rainer beruhigend:

„Die kleinen Kläffer da drüben, die nie Ruhe geben, werden ja jetzt für eine Weile genug haben. Sie haben sich ja all die Zeit weiblich in den Haaren gelegen. Aber jedenfalls muß man auf alles gefaßt sein.“

Josepha kam zurück. Sie hatte sich für die Fahrt nach dem Bahnhof angelleidet, denn sie wollte Frau von Falkenried begrüßen. Ihr Gatte wurde dienstlich daran gehindert. In besorgter Weise schärfte er seinem Sephel ein, daß sie ja recht vorsichtig sein sollte.

Rachend nickte sie ihm vom Wagen aus zu und warf ihm eine Kußhand nach. — — —

Schloß Villau lag in einer malerischen, wunderbaren Gegend auf einer mäßigen Anhöhe. Die junge Schlossherrin stand wartend auf der blumengeschmückten Veranda,

als der Wagen mit ihrer Mutter und ihrem Gatten vorfuhr.

Silig lief ihm die junge Frau entgegen. Rainer sprang mit einem Satz aus dem Wagen und fing sie in seinen Armen auf.

„Sephel, ich hab so große Sehnsucht nach dir gehabt,“ flüsterte er ihr zu.

Sie sah ihn zärtlich schelmisch an, küßte ihn und schob ihn lachend beiseite.

„Jetzt kommt mein Mutterl erst an die Reihe, du Unband,“ schalt sie und umarmte und küßte ihre Mutter herzlich.

Dieser traten vor Freude über den Anblick ihres blühenden, glücklichen Kindes die Tränen in die Augen.

Rita drückte ihren Arm fest an sich.

„Nicht weinen, meine teure, liebe Mama! Schau um dich — du kennst ganz Villau von hier aus überblicken. Hab ich nicht eine herrliche Heimat gefunden? Und sieh, dort drüben auf dem hohen Berg liegt Schloß Hohenegg, wo Rainers Eltern wohnen. Es sieht so nahe aus, nicht wahr? Und doch haben wir ziemlich vier Wegstunden zwischen uns. Im Auto fliegen wir freilich schneller hinüber. Du wirst mit uns nach Hohenegg fahren.“

So plauderte Rita, um ihrer Mutter Zeit zu geben, sich zu fassen.

Mit großen Augen sah sich die alte Dame um, nachdem sie ihre Tochter geherzt und geküßt hatte, wie das nur Mütter können.

„Schön ist es hier — wunderschön! Und ich bin nun doch froh, daß ich mich zu dieser Reise entschlossen habe. Bisher suchten dich meine Gedanken in einer unbekannten Ferne, der ich nicht Gestalt geben konnte. Da schienst du mir so losgelöst. Wenn ich nun haintomme, da werde ich an dich denken und dich immer vor mir sehen, wie du eben so strahlend glücklich da oben auf der Veranda standest und mir zuwinktest.“

Die alte Dame wurde nun von dem jungen Paar ins Haus geführt.

Villau war ein sehr schöner und reicher Besitz, wenn es sich auch an Größe mit dem Stammsitz Hohenegg nicht messen konnte.

Frau von Falkenried bekam erst jetzt, während ihres Aufenthalts in Villau, einen rechten Begriff von der glänzenden Partie, welche ihre Tochter gemacht hatte.

Rita war eine ganz tüchtige kleine Hausfrau geworden.

„Weißt du, Mama,“ sagte sie eines Tages, „daheim haben wir uns immer viel zu viel an Rose verlassen. Die hat uns verwöhnt, hat uns immer alles abgenommen. Jetzt weiß ich erst, was so ein Haushalt für Arbeit macht. Aber es macht mir Vergnügen, mich einzuarbeiten. Und Rainer ist sehr zufrieden mit mir. Nicht wahr, Rainer?“

Dieser zwinkerte seiner Schwiegermutter verstoßen mit den Augen zu.

„Na — es geht halt so — man muß zufrieden sein und darf nicht zu große Anforderungen stellen an so ein junges Frauertl. Ich bin schon sehr, sehr nachsichtig, liebe Mama, das kannst du mir glauben,“ sagte er mit besonderer Betonung.

Rita zaufte ihn lachend ein wenig bei den Ohren.

„O, du garstiger Mann willst Mama glauben machen, daß ich so sehr der Nachsicht bedarf. Gleich gibst du der Wahrheit die Ehre, sonst bin ich bitterböse.“

Er haßte nach ihrer Hand, küßte sie und duckte sich ganz zerknirscht.

„O weh! Schau dir nur an, Mama, so steh ich unter dem Pantoffel. Ein Kreuz ist das mit einer so energischen Frau. Laßt du ihr nicht gleich den Willen, so zaust sie dich bei den Ohren. Geh — bedauere mich ein wenig, ich bitt' dich.“

Das sagte er mit einem Schelmengesicht und seufzte dabei.

In dieser Atmosphäre von Glück und Frohsinn heiterte sich Frau von Falkenrieds Stimmung tatsächlich auf. Rita



Photographie von Franz Hanfstaengl, München

Nach dem Gemälde von H. Epp

Der kleine Hüter

und Rainer ließen ihr gar nicht Zeit, wieder in ihren Trübsinn zu verfallen.

Sinige Male fuhren sie mit ihr nach Hohenegg und machten auch sonst in der Nachbarschaft Besuche.

Die Zeit von Frau von Falkenrieds Aufenthalt in Willau verging sehr schnell für sie.

So war der 28. Juni herangefommen, jener denkwürdige Tag, an dem der österreichische Thronfolger Erzherzog Franz Ferdinand mit seiner Gemahlin in Serajewo das Opfer heimtückischer Muehelmörder wurden.

Baron Rainer brachte die Nachricht mit nach Hause von einer Ausfahrt in die nächste Stadt, wo man die Kunde mit allen Anzeichen des Entsetzens und der Entrüstung aufgenommen hatte.

Baron Rainer ahnte, daß dieser von den Serben verübte Muehelmord schwerwiegende Folgen haben könnte. Er übersah die Tragweite dieses furchtbaren Ereignisses weit besser als seine Damen.

Telephonisch meldete er die Kunde seinem Vater nach Hohenegg, und die beiden Herren unterhielten sich eine Weile sehr ernst darüber.

Natürlich waren auch Rita und ihre Mutter sehr erschüttert über dies Ereignis, und es wollte danach gar nicht mehr die frohe Stimmung in Willau aufkommen.

Baron Rainers Zärtlichkeit gegen seine junge Frau steigerte sich zwar noch, aber er fand nicht mehr so recht den glückseligen Uebermut der letzten Zeit.

Am 8. Juli trat Frau von Falkenried die Heimreise wieder an, von ihrem Schwiegersohn bis Wien begleitet. Baron Rainer wollte bei dieser Gelegenheit noch einmal mit seinem Schwager sprechen.

Von Wien aus setzte Frau von Falkenried die Weiterreise allein fort. Ein plötzlicher Witterungsumschlag von großer Hitze zu einer abnorm niedrigen Temperatur, verursacht durch ein heftiges Gewitter, hatte zur Folge, daß sich die alte Dame eine sehr schwere Erkältung auf dieser Reise zuzog.

Sie kam sehr elend zu Hause an, und einige Tage später befiel sie eine schwere Lungenentzündung. Ihr geschwächter Organismus konnte dem Ansturm dieser heftigen Krankheit nicht widerstehen, und trotz Ropes unermüdlicher, hingebungsvoller Pflege starb Frau von Falkenried am 24. Juli.

Ihr Wunsch war erfüllt worden. Sie erlebte den Krieg nicht mehr, der schon seine ersten Vorboten über die friedliche Erde schickte wie drohende Wetterwolken.

* * *

Rita erhielt die traurige Kunde vom Tode ihrer Mutter, als sie von einem Besuch bei ihren Schwiegereltern nach Hause kam. Rainer bereikete sie zwar schonungsvoll darauf vor, aber sie brach denn doch haltlos schluchzend zusammen.

„O, mein Rainer — wenn ich jetzt dich nicht hätte! Erst mein lieber Vater — und nun auch meine gute Mutter.“

Soll denn mein junges Glück immer von neuem durch Schatten verdunkelt werden?“ Aagte sie fassungslos.

Ihr Gatte zog sie mit heißer Inbrunst in seine Arme. Schon sah er noch viel drohendere Schatten aufsteigen über ihrem Glück. Aber davon sprach er noch nicht. Er suchte Rita zu beruhigen, so gut er konnte.

Natürlich wollte sie fogleich nach Hause reisen, aber ihr Gatte hielt sie davon zurück unter allerlei liebevollen Vorwänden.

An Hasso befehierte er, daß er Rita die Heimreise aus gewichtigen Gründen nicht gestatten könne. Allein lasse er sie jetzt auf keinen Fall reisen, und begleiten könne er sie unter keinen Umständen. Hasso werde seine Gründe wohl bald verstehen.

Rita war ahnungslos. Sie begriff nicht, weshalb Rainer sie nicht reisen lassen wollte.

„Meinem Vater konnte ich die letzte Ehre nicht erweisen, nun soll ich auch meine Mutter ins Grab senken lassen, ohne

dabei sein zu können. Ich verstehe nicht, Rainer, daß du es mir nicht gestatten willst,“ sagte sie traurig.

Aber sie sollte es nur zu bald verstehen lernen.

Am 23. Juli wurde der serbischen Regierung vom österreichisch-ungarischen Gesandten die Note in Belgrad übergeben, welche die Forderung enthielt, die Oesterreich Serbien unbedingt stellen mußte, um Sühne zu heischen für den Fürstenmord in Serajewo.

Diese Note wurde nicht in befriedigender Weise beantwortet. Und nun drängten sich die Ereignisse in geradezu erschreckender Weise.

Am 28. Juli brachte eine Extraausgabe der Wiener Zeitung im amtlichen Teil folgende Bekanntmachung:

Kriegserklärung!

Auf Grund Allerhöchster Entschlieung Seiner K. u. K. apostolischen Majestät vom 28. Juli 1914 wurde heute an die Königlich Serbische Regierung eine in französischer Sprache abgefaßte Kriegserklärung gerichtet, welche in deutscher Uebersetzung folgendermaßen lautet: Da die Königlich Serbische Regierung die Note, welche ihr vom österreichisch-ungarischen Gesandten in Belgrad am 23. Juli 1914 übergeben worden war, nicht in befriedigender Weise beantwortet hat, so sieht sich die K. u. K. Regierung in die Notwendigkeit versetzt, selbst für die Wahrung ihrer Rechte und Interessen Sorge zu tragen und zu diesem Ende an die Gewalt der Waffen zu appellieren. Oesterreich-Ungarn betrachtet sich daher von diesem Augenblick an als im Kriegszustand mit Serbien befindlich.

Der österreichisch-ungarische Minister des Aeußeren.

Graf Berchtold.

Dieser Erklärung folgte der Mobilmachungsbefehl auf dem Fuße. Und unter den Millionen Herzen, die bei dieser Nachricht erzitterten wie unter dem Flügelschlag eines grausamen Geschickes, waren auch die Herzen der beiden neuermählten jungen Paare.

Graf Rudi Hapbach wußte es zuerst, daß es nun ans Scheiden und Meiden ging. Er brachte es, in heißer Angst um seine junge Frau, Josepha so schonend wie möglich bei.

Sie nahm es auf wie einen Urteilspruch des Schicksals. In all ihr heißes, junges Glück hinein griff eine harte, kalte Faust und riß sie vom Herzen ihres jungen Gatten. Sie hatte ja nicht einmal den sicheren Trost, nach vielleicht länger Trennung den Geliebten wiederzusehen. Wer konnte in solchem Falle auf ein Wiedersehen rechnen?

Sie umklammerte in heißer Herzensangst ihren Rudi und sah mit erloschenen Augen in die feinen. Zum erstenmal war kein frohes Lachen in diesen sonst so sonnigen Männeraugen. Der bittere Ernst der Stunde lag darin und doch all die herzinnige Liebe und Sorge für sein junges Weib.

„Tapfer sein — tapfer, mein liebes Scephel, du darfst dich nicht aufregen, denk an unser Rinderl, das uns der liebe Gott beschern will. Für das Rinderl muß dich gesund erhalten — und auch für mich, mein goldiges Scephel. Schau — so wie uns geht es heut viel hunderttausend Menschen. Man darf nicht verzagen. Wenn ich heimkomme aus dem Kriege, dann will ich doch mein Scephel gesund wiederfinden, hörst du? Nicht aufregen, mein Liebes. Du gehst heim zu deinem lieben Mutterl, so lang ich fort bin, und bist mein tapfres Scephel. Schau — wenn ich dich stark und mutig weiß, dann kann ich in Ruhe von dir gehen. Und siehst du, die Herzensruh, die braucht ein Reitermann, wenn er frisch und stark hinausziehen soll in den Kampf gegen die Feinde des Vaterlandes.“

So sprach er ihr zärtlich Mut ein.

Ah, Josepha konnte jetzt im Herzen nicht tapfer und mutig sein. Wenn ein Frauenherz um das Liebste bangt, das es auf Erden hat, dann zittert es in heißer Angst und Sorge, auch wenn es sonst noch so heldenhaft und mutig ist. Aber sie wußte auch, daß ein strenges Muß hinter dem Gatten stand, und daß sie ihm nicht durch Zagen und Klagen das Herz schwer machen durfte. Mit aller Kraft zwang

sie sich zur Ruhe, nachdem sie den ersten jähen Schrecken überwunden hatte. Nur sehr bleich war sie geworden, und die Augen blickten groß und ernst.

„Gott wird dich mir wiederbringen, mein Rudi. Es kann ja nicht sein, daß er uns auseinanderreißen will für immer. Er wird dich beschützen und behüten, ich will ihn darum anfehen Tag und Nacht. Du mußt mir wiederkommen,“ sagte sie voll heiliger Inbrunst.

Ach — wie viele, ungezählte Frauenherzen beten so inbrünstig um den Schutz des Höchsten für ihre liebsten Menschen. Wohl keiner der Millionen Vaterlandsverteidiger ist so arm, daß nicht wenigstens ein Frauenherz für ihn betet. Wollte Gott all diese Gebete erhören, dann dürfte wohl keinen eine Kugel treffen, dann müßten ja alle gesund wiederkehren, und der Krieg hätte keine Schrecken mehr.

Lange Zeit blieb Graf Rudi nicht, sich von seiner jungen Gattin zu verabschieden. Gleich am nächsten Tage mußte er fort. Und Josepha war zumute, als würde ihr das Herz mitten durchgerissen, als er zum letztenmal vom Pferd herab zu ihr nieder grüßte.

„Darfst mir das Lachen nicht ganz verkennen, mein Sepherl — auf Wiedersehen!“ rief er ihr zu.

Und dann jagte er davon auf seinem Roß.

Josepha sah ihm nach, bis ihr die Tränen den Blick verdunkelten. Und mit schweren, müden Schritten ging sie ins Haus zurück. —

Auch an Rita und Rainer trat zwei Tage später die Trennung heran mit allen herben Bitterkeiten. Und auch diese beiden jungen Herzen lösten sich in tiefer Qual voneinander.

Josephas Vater war auf ein Telegramm seines Schwiegersohnes sofort nach Wien gereist, um seine Tochter nach Hohenegg zu holen. Bei ihren Eltern sollte sie bleiben, bis der Krieg zu Ende sein würde. Dort war sie voraussichtlich in unbedingter Sicherheit.

Und nach Hohenegg brachte auch Rainer seine junge Frau, ehe er abreiste zu seinem Regiment.

Rita und Josepha fielen sich schluchzend in die Arme und hielten sich lange fest, als müsse eine die andere stützen. Sprechen konnten sie nicht. Sie wußten auch ohnedies, wie es in ihrem Herzen aussah.

Und waren die beiden Freundinnen und Schwägerinnen schon zuvor einander sehr viel gewesen — jetzt kamen sie sich noch viel näher in dieser trostlos schweren Zeit. Gemeinsames Leid kettet die Herzen viel fester aneinander als gemeinsame Freude.

Und Josephas Eltern nahmen sich der nun verwaiseten Rita mit derselben Liebe und Fürsorge an, wie der eigenen Tochter. Hatte ihnen doch ihr Sohn das Wohl seiner jungen Frau mit inniger Bitte ans Herz gelegt.

So lebten Rita und Josepha scheinbar ganz friedlich in Hohenegg. Bis in diese stille Gegend drang wenig von den Kriegsunruhen, von dem furchtbaren Weltbrand, der nun in erschreckender Weise um sich griff. Nur die Zeitungen meldeten ihnen all das Furchtbare, das geschah. Und ihre Herzen zitterten in heißer Angst und Not um die geliebten Menschen. In werktätiger Nächstenliebe suchten die beiden jungen Frauen einen schwachen Trost für ihre Schmerzen und Sorgen.

Schwer und düster hatten sich nun auch über Deutschland die Wetterwolken zusammengoballt. Rußland nahm eine bedrohliche Stellung gegen Deutschland und Oesterreich an und war bereits heimlich am Mobilisierungswerk. In den maßgebenden Kreisen war man kaum noch im Zweifel, was diese bedrohliche Stellungnahme zu bedeuten hatte. Trotzdem versuchte Kaiser Wilhelm die Kriegsgesfahr mit Einsatz all seiner Kräfte von Deutschland abzuwenden. Er erbot sich selbst, zwischen Rußland und Oesterreich zu vermitteln. Aber trotzdem Rußland scheinbar auf sein Angebot einging, um möglichst viel Zeit zu seinen hin-

terlistigen Plänen zu gewinnen, setzte es unentwegt seine Mobilisierung fort.

So sah sich Deutschland gezwungen, eine Anfrage an die russische Regierung zu richten über den Zweck dieser militärischen Maßnahmen.

Diese Anfrage wurde nicht beantwortet. Man hätte sie wohl mit den Worten beantworten können: „Wir wollen den Krieg mit Deutschland und Oesterreich, und wir wollen euch vernichten“. Aber diese ehrliche Antwort gab Rußland nicht. Es hüllte sich in Schweigen, um mit fieberhafter Eile weiter zu rüsten und jede Minute des Vorsprungs auszunützen.

In seiner Langmut und seinen ehrlichen Friedensbestrebungen ging der Deutsche Kaiser so weit, als diese Anfrage nach der festgesetzten Frist nicht beantwortet wurde, diese Frist noch um sechs Stunden zu verlängern. Als aber auch da die verlangte Antwort nicht eintraf, wußte man, was das heißen sollte.

Kaiser Wilhelm erklärte für das Deutsche Reich den Kriegszustand.

Es war am 31. Juli 1914 um 6¾ Uhr, als Kaiser Wilhelm folgende Ansprache an die vor dem Schloß versammelte Volksmenge hielt:

„Ich danke euch! Eure Rundgebung war mir ein Lab-sal. Wir sind im tiefsten Frieden in des Wortes wahrer Bedeutung überfallen worden durch den Meid unserer Feinde, der uns rings umgibt.“

Fünfundzwanzig Jahre habe Ich den Frieden beschützt und gehalten. Nun bin Ich gezwungen, das Schwert zu ziehen; aber Ich hoffe, daß Ich es mit Ehren wieder einstecken kann. Es werden euch enorme Opfer an Gut und Blut auferlegt werden; aber ihr werdet sie ertragen, das weiß Ich. Wir werden die Gegner niederzwingen. Nun geht in die Kirchen und betet zu Gott, daß er dem deutschen Heer und der deutschen Sache den Sieg verleihen möge!“

Diese Worte machten einen tiefen Eindruck auf das Volk.

Als am Abend dieses demwürdigen Tages Oberst von Steinberg nach Hause kam, erwarteten ihn seine Frau und seine Tochter mit großer Unruhe und Sorge.

„Papa, lieber Papa, was bringst du für Nachrichten?“ fragte Rola, sich an den Vater schmiegend.

Er legte den einen Arm um seine Frau, den andern um seine Tochter. Sein festgefügttes, wettergebräuntes Soldatengesicht hatte einen tieferen Ausdruck, und doch leuchtete es in seinen Augen auf in mutvoller Begeisterung.

„Es wird Ernst, meine Lieben. Morgen wird der Befehl zur Mobilmachung voraussichtlich in allen Teilen unseres deutschen Vaterlandes telegraphisch bekanntgegeben werden.“

Die beiden Damen erwiderten darauf kein Wort, sie schlangen nur die Arme um den Gatten und Vater und bargen ihre Gesichter an seinen Schultern. Deutsche Soldatenfrauen, deutsche Soldatentöchter wollen nicht hinter ihren Vätern und Vätern zurückstehen, sie wissen, daß es ein höchstes Gebot für sie in solchen Stunden gibt: tapfer zu sein.

Darum die Zähne zusammengebissen und das zuckende Antlitz verborgen, bis es wieder ruhig geworden ist.

„Und wann mußt du fort?“ fragte Frau von Steinberg nach einer Weile leise.

„Am Montag spätestens — vielleicht auch schon am Sonntag.“

Rola hob das blasser Antlitz. Sie dachte an einen, der mit dem Vater zugleich hinausziehen würde in den Kampf, an einen, der ihr seit langer, langer Zeit schon sein warmes, junges Herz zu Füßen gelegt hatte, und dem sie auf all sein treues Werben nur immer eine halb ungeduldige, halb spöttische Abwehr gegeben hatte — Hans von Nremberg.

(Fortsetzung folgt)

Lakt Euch nicht irreführen

Zur Frage der Kontrolle von Warenpreisen

Die Forderung vieler Fabrikanten, ihnen zu gestatten, den Preis festzusetzen, zu dem ihre Waren verkauft werden sollen, ist vielfach falsch gedeutet und mißverstanden worden. Die Gegner dieses Wunsches haben die wahren Absichten der Befürworter entstellt und das Publikum verwirrt. Auch hat der Umstand, daß von der Normierung der Preise und von dem Verbot, billiger zu verkaufen als der Fabrikant es wünschte, in weiten Kreisen den Glauben verbreitet, es handle sich darum, dem Konsumenten mehr Geld abzunehmen, als er unter gewöhnlichen Umständen zu bezahlen haben würde. Davon ist nun gar keine Rede. Es handelt sich einzig und allein darum, der Industrie zu helfen, damit sie für ihre Erzeugnisse fordern und erhalten kann, was recht und billig, oder wie der Amerikaner sagt, "fair" ist. Auf diese Weise kann das Publikum immer wissen, was es für sein Geld bekommt, und kann dann entscheiden, ob es kaufen will oder nicht; es soll gegen falsche Angaben beschützt und nicht etwa ausgebeutet werden.

Seit die Menschen sich in Stämme und später Gemeinden zusammenschlossen, sind Versuche gemacht worden, die Preise für Waren durch Gesetzgebung zu regeln, meist in der Absicht, den Käufer gegen Ueberborteilung zu schützen. Die ersten Gesetze dieser Art, von denen wir Kenntnis haben, wurden von dem König Hammurabi gemacht und auf einer steinernen Säule verzeichnet, die sich jetzt in Paris befindet. Er herrschte ums Jahr 2000 v. Chr. über Babylonien und Assyrien und man vermutet in ihm den im 14. Kapitel des 1. Buch Mose erwähnten König Amraphel von Sinear. Seitdem haben sich unzählige Fürsten und Völker bemüht, Ordnung zu schaffen, bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die aus England stammende Lehre von der ganz unbeschränkten, freien Konkurrenz, die von der Manchester-Partei gepredigt wurde, überall Boden gewann. Ihr Geist war wirksam in der Abfassung des Sherman-Gesetzes, das die Trusts vernichten sollte, es aber nicht tat, vielmehr alles Zusammenarbeiten verschiedener Gruppen und sogar einzelner Menschen auch dort hinderte, wo es nötig und für das Gemeinwohl förderlich war. Erst nachdem das Oberbundesgericht entschied, das Gesetz müsse vernunftgemäß und nicht allein dem Buchstaben nach angewendet werden, dürfen wir auf eine Besserung der Zustände hoffen. Kein anderes Land hat ein ähnliches Gesetz, überall ist das Zusammenarbeiten verschiedener Unternehmer erlaubt, und die Auswüchse des Ver. Staaten eigentümlichen Trust-Systems ließen sich auch auf andere Weise beseitigen, als durch die Erzwingung der unbeschränktesten und mörderischen Konkurrenz, wie ja das Sherman-Gesetz sich ihnen gegenüber ohnmächtig erwiesen hat.

Noch hält die öffentliche Meinung in den Ver. Staaten an dem Grundsatz fest, daß aller Handel, im Großen wie im Kleinen, ein unbarmherziges Feilschen sein muß, wobei der Verkäufer den letzten Pfennig herauszupressen und der Käufer sich dagegen mit aller Kraft zu wehren sucht. Die unumsstößliche Tatsache, daß ein Geschäft nur dann "fair" ist, wenn beide Parteien Vorteil daraus ziehen, weil sonst die eine selbstverständlich nach und nach zugrunde gerichtet wird, übersieht man zu leicht, trotzdem die Volkseule das weiß und ihm Ausdruck giebt in Sprichwörtern wie dem bekannten „Leben und leben lassen“, und in neuerer Zeit in dem allgemein gewordenen, wohl als gewöhnlich bezeichneten, aber doch soviel Wahrheit enthaltenden Worte: „Fünftzig-Pfennig“. Darin liegt mehr Lebensweisheit als die Menschen sich träumen lassen, denn wenn man die Rechnung abschließt, so findet man, daß man nichts bekommen hat, wofür man nicht den vollen Wert in anderer Form gegeben hat. Niemand kann auf die Dauer nur einnehmen, er muß

auch eine entsprechende Gegenleistung liefern, und wer beim Einkaufen den Verkäufer garnichts verdienen lassen will, oder beim Kaufen auf einem Preise besteht, der dem Käufer keinen Verdienst mehr übrig läßt, der kann auf die Dauer keine Geschäfte machen, weil er je nachdem den Käufer oder den Verkäufer zugrunde richtet und dann keine Kunden mehr hat. Auf ehrlicher Teilung, die beiden Parteien gerecht wird, beruhen Handel und Wandel, und das erste Beispiel dafür bietet uns die Bibel, wenn sie uns im 1. Buch Mose 13, 8 und 9, erzählt wie Abraham sich von seinem Nefen Lot trennte, weil sich ihre Hirten nicht vertragen konnten, und sagte:

„Lieber, laß nicht Zant sein zwischen mir und dir, und zwischen meinen und deinen Hirten: denn wir sind Brüder. Stehet dir nicht alles Land offen? Lieber, scheide dich von mir. Willst du zur Linken, so will ich zur Rechten; oder willst du zur Rechten, so will ich zur Linken.“

Das ist im höchsten Sinne was der Amerikaner "Fair Play" nennt, und wofür wir keine kurze Bezeichnung in der deutschen Sprache haben, vielleicht weil den Deutschen diese Art der Erledigung von Streitigkeiten und Geschäften so natürlich und selbstverständlich erschien, daß sie gar kein besonderes Wort dafür gebrauchten. Wo aber ein solches freiwilliges und für beide Teile vorteilhaftes Uebereinkommen unmöglich gemacht wird, wie es durch das ursprüngliche Sherman-Gesetz mit seinen Härten und seinem Verbot aller Verträge zwischen Fabrikanten oder Firmen überhaupt der Fall war, da giebt es dann den rücksichtslosen Krieg in der Industrie, der zum Ruin der Schwächeren führt, oder zu heimlichen Abkommen, die noch viel verwerflicher wirken, als die offene Interessengemeinschaft, die von der öffentlichen Meinung wirksamer reguliert werden kann, als durch Prozesse, die sich Jahrzehnte hingleichen und dann keine zufriedenstellende Lösung liefern.

Gerade in diesem Lande versteht das Publikum so wenig von Volkswirtschaft, daß es schwer ist, es von dem gewöhnlichen Wege abzubringen und zu bewegen, den Sensationszeitungen nicht ohne weiteres zu glauben, wenn sie gegen die Trusts losziehen und jede Industrie, die ihre Preise halten will, damit sie auch immer dieselben guten und zuberlässigen Waren liefern kann, einen Trust und Ausbeuter schimpfen. Es ist so leicht, einen Leitartikel gegen die Trusts zu schreiben, und man braucht dazu so wenig zu wissen! Es ist das Verdienst der deutschen Sozialdemokratie, daß ihr auch von ihren entschiedensten Feinden nicht abgesprochen werden kann, daß der einfache deutsche Arbeiter heute mehr von solchen Fragen versteht, als sehr viele hiesige Volkswirtschaftler und Redakteure. Man hält hier immer noch daran fest, daß jedes Geschäft ohne alles Gefühl erledigt werden muß und es ganz gleichgültig ist, ob die andere Partei dabei zugrunde geht. Nur langsam bricht sich die bessere Einsicht Bahn. Und doch sind die Weisheit dafür, daß unter einem System, das dem Fabrikanten gestattet, feste Preise für seine Waren zu fordern, das Publikum am besten fährt. Die Artikel, um die es sich dabei handelt, sind selten durchaus notwendig, sondern fallen meistens unter den Begriff der Waren, die man nicht kaufen muß, wenn man nicht in der Lage dazu ist. Und trotzdem das Material und die Arbeitslöhne enorm gestiegen sind, werden diese Artikel mit wenigen Ausnahmen noch zu denselben Preisen verkauft wie in den letzten zehn Jahren, und wo sie teurer geworden sind, ist die Steigerung geringer als bei den eigentlichen Bedarfsartikeln. Es giebt kein besseres Beispiel als die Automobil-Industrie, der es möglich gewesen ist, ihre Preise absolut zu kontrollieren, so daß kein Zwischenhändler sie billiger verkaufen konnte, als der Fabrikant wollte, und jedermann weiß, daß Automobile jedes Jahr billiger geworden sind.

Das Gesetz verbietet es, daß die Fahrkarten der Eisenbahnen von Zwischenhändlern — "Scalpers" — nannte man sie, als es noch viele von ihnen gab — billiger verkauft werden, als von den Bahnen. Dasselbe gilt für Telegramme, Telefongespräche, Briefporto und die Geschäfte, die durch ihre eigenen Agenten ausschließlich verkaufen. Nur der Fabrikant, der seine Waren jedem zugänglich macht, indem er sie durch alle Geschäfte, die sie führen wollen, verkaufen läßt, muß es sich gefallen lassen, daß andere sie zu billigeren Preisen anbieten und damit gewissermaßen andeuten, er wolle zuviel Geld dafür haben. Dadurch wird ihm sein Markt verborben, sein Ruf wird geschädigt und das Geschäft, daß er mühsam durch große Arbeit und Aufwand von Mitteln aufgebaut hat, von der Vernichtung bedroht.

Weshalb geschieht das nun? Natürlich behaupten die Gegner des Gesetzes, das solche Handlungsweise unmöglich machen soll, und die übrigens nur aus zwei oder drei großen Geschäften aus den Tausenden im ganzen Lande bestehen, es geschähe im Interesse des Publikums, dem gezeigt werden müsse, daß die Fabrikanten, die auf festen Preisen bestehen, zu viel fordern. Das Gegenteil ist der Fall. Ein paar Beispiele werden das beweisen. Vor dem Kongreß-Komitee, das die Stephens-Whitcomb-Bill unter Beratung hat, erschienen eine Anzahl Zeugen, um sich über ihre Wirkungen auszusprechen. Der Vertreter eines großen Department Stores behauptete, er könne infolge seiner vorzüglichen Organisation und des großen Umsatzes, den er erziele, beinahe alle Fabrikate billiger verkaufen, als zu den vom Fabrikanten vorgeschriebenen Normalpreisen. Er führte das überall bekannte W. B. D.-Unterzeug, das er für \$4.00 das Duzend kauft und für 44 Cent das Stück verkauft, während der reguläre Preis 50 Cent ist. Zu demselben Preise verkauft er Unterzeug, das er selbst fabriziert und daß ihn \$3.60 pro Duzend kostet. Das Publikum kauft das Letztere lieber, wie er behauptet. Dadurch wollte er beweisen, daß der Fabrikant von W. B. D. zuviel fordert und das Publikum überfordert. In Wahrheit lag nun die Sache anders. Sachverständige zeigten dem Komitee, daß das Material des von dem Department Store fabrizierten Unterzeuges um 25% schlechter ist, daß bei derselben Größe die Maße sämtlich

kleiner sind, also viel weniger Stoff verwendet wird, und schließlich, daß das Zeug viel schlechter genäht ist. Dieses Haus hat 50 Duzend W. B. D. gegen 1000 Duzend seiner eigenen Ware verkauft, also hat das Publikum an den 50 Duzend \$36. Dollar erspart, dafür aber für die 1000 Duzend mindestens \$1000 zuviel bezahlt. Der Zweck des Manövers war ganz klar: indem den Käufern vorgerebet wurde, die Fabrikanten von W. B. D. forderten zuviel, wozu man eine kleine Quantität ihrer Ware mit geringem Nutzen loszuschlug, veranlaßte man die unverständigen Menschen, für minderwertiges Fabrikat ganz unvernünftigmäßig hohe Preise zu bezahlen. Es wurde ferner nachgewiesen, daß dieselbe Firma es mit Uhren, Mehl, Stärke und vielen anderen Waren genau ebenso macht und unter ihre eigene billigere und viel schlechtere Ware immer ein paar Stück oder Patete bekannte gute Marken mischt, um die Kunden glauben zu machen, sie verkaufe Waren von derselben Qualität viel wohlfeiler. Wir haben schon früher gezeigt, daß solche Geschäftsmethoden in Deutschland unmöglich sind, weil sie streng bestraft werden, hier huldigt man aber immer noch der Auffassung, daß jeder tun darf, was er will, um dem Andern das Geld aus den Taschen zu locken. Der Käufer soll sich selbst schützen und beurteilen, ob der Verkäufer die Wahrheit spricht, was er doch nicht tun kann, weil er viel zu wenig von der Ware versteht.

Um den vorhandenen Uebeln nach und nach abzuweichen, sollten wir alle über die Tatsachen nachdenken und uns nicht von Leuten lenken lassen, die ihren eigenen Vorteil und sonst nichts im Auge haben. Wir sollten einstimmig dem Fabrikanten das Recht zuerkennen, den Preis festzusetzen, zu dem seine, durch die Handelsmarke kenntliche Ware von dem Detaillisten verkauft werden darf. Dann könnten weitere Reformen kommen, wie die Inkorporierung von Firmen durch den Bund statt durch die Einzelstaaten; scharfe Vorschriften über die Buchführung, wie sie in allen zivilisierten Ländern bestehen, und was sonst noch wünschenswert erscheint. Das alles wird aber von selber eingeführt werden, wenn wir einmal dem Unwesen der Leute, die unter falschen Vorpiegelungen Schleuderteile verkaufen, ein Ende gemacht haben.

Das Reisen einst und jetzt

Wir leben in einer reisefreudigen Zeit. Jung und alt, hoch und niedrig packt im Sommer seinen mehr oder minder inhaltreichen Koffer und fliegt hinaus, für kurze Zeit oft in Fernen, die unsere Urgroßväter in ihren kühnsten Träumen nicht gewagt hätten, als Reiseziel zu wählen. Unsere Verkehrsmittel haben sich so vervollkommen, es bietet sich so oft Gelegenheit, zu billigen Preisen nach entfernten Orten zu gelangen — wir Gegenwartsmenschen haben es doch erfreulich weit gebracht! Wie armselig waren dagegen unsere Voreltern daran. Mit Rängel und Knotenstock zogen sie auf unsicheren Straßen dahin, ließen sich in unbequemen Postkutschen durchschaukeln und kamen nur im Schnecken-tempo vorwärts. Wieviel Ueberlegung, wieviel Vorbereitungen erforderte dazumal eine lächerlich kleine Reise. Auf wieviel Schönes mußte man verzichten, das wir heute mit unserer neuen Eisenbahn, mit den Riesen dampfern unserer großen Schiffsahrtsgesellschaften spielend erreichen. Ja, wir haben viel vor unseren Ahnherren voraus — merkwürdig nur, daß wir es so gar nicht auszunützen verstehen. Wer früher eine Reise tat, der konnte wirklich was erzählen. Die Art, wie er reiste, brachte ihn in enge Berührung mit der Bevölkerung, das gemächliche Tempo, in dem er vorwärtskam, ließ die Eindrücke, die er empfing, sich vertiefen. Er wollte die Gegend, die er bereiste, wirklich kennen lernen, sonst hätte er sich ja die großen Unbequemlichkeiten nicht auferlegt. Wir dagegen — die leider sehr geringen Aus-

nahmen sprechen nicht mit — wir wollen wo gewesen sein! Die Leichtigkeit, die Sorglosigkeit, mit der wir in die Fernen eilen können, hat eine Oberflächlichkeit gezeitigt, die alle Vorzüge, die die moderne Technik für uns errungen hat, wieder zunichte macht. Wir durchrasen gedankenlos die schönsten Gegenden, folgen, am Ziele angelangt, dem großen Fremdenstrom, wohnen in modernen Hotels, suchen unseren Verkehr unter dem internationalen Publikum, das bekanntlich jede böllische Eigenschaft abgestreift hat, und kommen wieder heim, ohne eine Ahnung zu haben von dem intimen Reiz, der dieser oder jener Gegend allein eigen ist, ohne den geringsten Einblick genommen zu haben in die Charaktereigentümlichkeit, in die Sitten und Lebensanschauungen des Volksstammes, bei dem wir zu Gaste waren.

Nun bricht sich aber in neuerer Zeit die Ansicht mehr und mehr Bahn, daß die frühere Art zu reisen doch die eigentlich richtige war und Touren zu Fuß und Auto werden immer mehr die Ordnung des Tages. Wir fühlen immer mehr, wie groß der Gewinn ist, den eine solche Reise bringt, und die Vergleiche, die wir ziehen, fallen sehr zu ungunsten der oberflächlichen Art zu reisen aus.

„Wenn Gott will rechte Gunst erweisen,
Den schickt er in die weite Welt;
Dem will er seine Wunder weisen
In Berg und Wald und Strom und Feld.
Die Bächlein von den Bergen springen,
Die Lerchen schwirren hoch vor Lust,
Was sollt' ich nicht mit ihnen singen
Aus voller Kehle und frischer Brust?“